

Die Geschäftsstelle des Grenzfriedensbundes ist in Flensburg

Südergraben 53, 2390 Flensburg

Geschäftsführer: Hans Olland

Sprechzeit: Montag-Freitag 9-12 Uhr

Fernsprecher (04 61) 2 67 08

Bankkonto: Stadtparkasse Flensburg 200 10 20

Postscheckkonto: Hamburg 114 07-206

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Gerhard Beier</i> Nationale Identität und soziale Bewegung	142
<i>Erich Hoffmann</i> Ein Lösungsversuch des Nationalitätenproblems in Schleswig	149
<i>Artur Thomsen</i> Der Alltag im Grenzland — aus dem Blickwinkel der Deutschen	158
<i>Hans Peter Johannsen</i> Literarische Lebensbilder aus Schleswig-Holstein und Nordschleswig 1800-1980	166
<i>Horst Schwarze</i> Nord' und südliches Gelände	175
<i>Ausstellungskatalog</i> Im Spiegel der Erinnerung und Betrachtung	180

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich
und werden vom Grenzfriedensbund herausgegeben.
Sie sind eine Mitgliederzeitschrift
und im freien Handel nicht erhältlich.

Der Bezugspreis entspricht dem Mitgliedsbeitrag
des Grenzfriedensbundes.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge
zeichnen die Verfasser verantwortlich.

Redaktion: Ernst Beier, Waldstraße 40, 2390 Flensburg

Geschäftsstelle: Südergraben 53, 2390 Flensburg

Druck: Severin Schmidt GmbH & Co., Graphische Werke, Flensburg

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

DIE BLEIBENDE AUFGABE

Es gibt eine deutsche, es gibt eine dänische Nation. Beide haben ihr eigenes Schicksal und Gepräge. Im Grenzland Schleswig begegneten, bekämpften, verzahnten sie sich. In mehr als eineinhalb Jahrhunderten erbitterten Streites um den beiderseitigen nationalen Besitzstand und Einflußbereich ist inzwischen die Erkenntnis gereift, daß die soziale Anziehungskraft der eigenen Nation es ist, die ihren Bestand verbürgt, und daß hierum sich mühen muß, wer für sie eintritt. Es ist inzwischen die Erkenntnis gereift, daß nationaler Wettstreit nur sinnvoll und einander würdig ist, wenn er ein sozialer ist. Hat die Vergangenheit doch erwiesen, daß eine absolute Scheidung nationalen Soseins und Andersseins utopisch ist, daß nationale Grenzen immer Grenzzonen sein werden, in denen zwei Nationen im Hinüber und Herüber miteinander kommunizieren, und daß es nicht ein nationales Manko auszumerzen, sondern eine von der Geschichte gestellte Aufgabe zu bewältigen gilt.

Es geht im Grenzland Schleswig heute also nicht mehr um den äußeren Bestand der Nation, sondern darum, daß die Nation nach innen, daß das eigene Haus in Ordnung und wohnlich sei, und zwar für alle, die darin leben, besonders aber für diejenigen, die mit Glücksgütern nicht gesegnet sind. Wobei man hoffen darf, daß ein Haus, in dem es sich wohnen läßt, niemand so leicht verlassen wird. Damit war es in der Vergangenheit nicht immer zum besten bestellt, und auch für die Gegenwart bleibt als die nationale Aufgabe bestehen, was allezeit eine nationale Aufgabe gewesen ist: für die zu sorgen, die es allein nur unzureichend oder gar nicht mehr können. Die nationale Frage ist die soziale Frage, die soziale Frage ist die nationale Frage — es ist einunddieselbe Sache.

Wir leben in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wir leben in einer hochindustrialisierten, vielfach gegliederten Gesellschaft, wir leben in einer allgemeinen Sphäre des Wohlstandes, die früheren Zeiten fremd war. Wir befinden uns in einem sich immer schneller vollziehenden wirtschaftlichen und sozialen Angleichungsprozeß, der in allen europäischen Nationen ähnliche gesellschaftliche Probleme stellt und zu ähnlichen Lösungen führt. Es genügt

darum nicht, sich im eigenen engsten Kreise zu bewegen, es genügt auch nicht mehr der Blick nur auf die eigene Nation, sondern man muß über die Grenzpfähle hinausschauen, um zu sehen, was der Nachbar tut und wie er sich um die gleichen Fragen müht, die auch uns bewegen.

Aus dem Grenzfriedensheft 1/1963

Nationale Identität und soziale Bewegung — Ein Versuch

„Die ganze Bandbreite des Themas der diesjährigen Sankelmarkttagung des Grenzfriedensbundes in Zusammenarbeit mit der Akademie Sankelmark tat am ersten Abend Gerhard Beier in seinem einleitenden Referat auf: Zitate von Hegel bis Iring Fetscher und vom Internationalen Historikerkongreß in Bukarest illustrierten, was alles unter „nationaler Identität“ verstanden werden kann, und sorgten für erhebliche Begriffsverwirrung.“ Dieser Satz steht in dem Bericht über diese Tagung im Grenzfriedensheft 3/1980. In der dem Vortrag folgenden Aussprache wurde zum Leidwesen der Teilnehmer das Thema nur „andiskutiert“, wie es „neudeutsch“ jetzt manchmal so heißt. Nachstehend bringen wir eine Zusammenfassung und Präzisierung der in dem Vortrage aufgeworfenen Fragen, die uns von dem Referenten freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurde und auch bei unseren Lesern sicherlich zu Debatten über die mit dem Generalthema der Tagung aufgeworfene Problematik Anlaß geben wird. Die Red.

Der Grenzfriedensbund hat das Thema seit seiner Gründung vor dreißig Jahren immer wieder theoretisch und praktisch behandelt — freilich ohne es auf diese abstrakte Formel zu bringen. Die Frage des Bekenntnisses zu einer Nationalität und zu einer Nation wurde im Zusammenhang mit der sozialen Frage und dem Problem des gesellschaftlichen Wandels diesseits und jenseits der Grenze auf eigene Weise beantwortet. Wenn es dabei einen Fortschritt gegenüber älteren Lösungsversuchen gab, dann lag er in der Einsicht begründet, daß die nationale Frage nicht ohne die soziale zu lösen sei.

Die historische Analyse des Verhaltens der Arbeiterbewegung im Grenzkonflikt war ein Mittel der Vergewisserung über die Richtigkeit des Ansatzes. Die Grenzfriedenshefte haben in jahrzehntelanger Bemühung sowohl neue Forschungsergebnisse zugänglich gemacht als auch die langfristige Orientierung untermauert. Als vor fünf Jahren die deutsch-dänische Wissenschaftlerkonferenz über „Arbeiterbewegung in Nord- und Mitteleuropa zwischen nationaler Orientierung und Internationalismus“ zusammentrat, konnte gleichsam Bilanz gezogen werden. Im Vortrag einzelner Studien von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart hinein wurde das Thema teils systematisch, teils chronologisch aufgearbeitet. Damit war ein gewisser Abschluß erreicht.

Was blieb weiter zu tun? Das Problem brannte nicht mehr auf den Nägeln. Wer aber verantwortlich in langfristigen Zusammenhängen dachte, durfte das erreichte Reflexionsniveau nicht aufs Spiel setzen. Zur weiteren Bearbeitung boten sich zwei Wege: Einmal galt es, den Erkenntnisstand durch weitere Fallstudien zu ergänzen. Zum anderen lockte die Möglichkeit, die angeschnittene Thematik bis in ihre anthropologischen und universalgeschichtlichen Dimensionen zu verfolgen. Das Spannungsverhältnis von nationaler Identität und sozialer Bewegung sollte im

allgemeinen Zusammenhang und im besonderen grenznahen Bezug behandelt werden. Dazu gab es keine fertigen Rezepte und keine abgeschlossenen Antworten, sondern offene Fragen, die bis in das Problem ihrer Lösbarkeit hinein fragwürdig blieben.

Die Frage nach der Identität ist seit einigen Jahren zur Mode geworden. Wo von nationaler Identität gesprochen wird, hat sich eine scheinbar unverfängliche Formel für das so arg belastete „Nationalgefühl“ gefunden. Wer sich mit einem solchen Etikettenwechsel begnügt, verpaßt den Zugang in weitere Dimensionen des Identitätsproblems, und zwar sowohl in der aktuellen Diskussion als auch in der Geschichte dieser Fragestellung seit der Französischen Revolution.

Ein hoher Reflexionsstand wurde bereits in der Philosophie Georg Wilhelm Friedrich Hegels erreicht. Im Zeitalter der Romantik, als die jungen Nationen Südosteuropas allmählich zu ihrer nationalen Identität fanden, als die Bruchstücke des deutschen Reiches zu neuer Einheit, das deutsche Volk zu nationaler Identität drängten, war die philosophische Dialektik von Identität und Nicht-Identität der scheinbar absurde Ausdruck für die Widersprüche sozialer und nationaler Identitätsfindung — zwischen Feudalismus, Kapitalismus und Sozialismus, zwischen Weltbürgertum, Nationalstaat und Regionalismus.

Die typisch deutsche geistesgeschichtliche Erscheinung der Romantik selbst mag als eine Fluchtbewegung gegenüber dieser komplexen Problematik ausgelegt werden. Sie offenbart sich vielfach dort, wo Philosophie in Poesie umschlägt: „Denk ich an Deutschland in der Nacht ...“, schrieb Heinrich Heine. Das derart angesprochene Problem wurde nicht durch eine demokratische Volksbewegung gelöst. Die Frankfurter Paulskirche scheiterte, weil nationale und soziale Bewegung nicht stark genug waren, die Identität von Volk und Reich zu schaffen. Bismarcks Reichsgründung brachte eine obrigkeithliche Ersatzlösung. Die soziale Bewegung wurde gleichsam aus der nationalen Identität ausgesperrt.

Die Zerreißprobe kam mit dem Zeitalter des Imperialismus und der Weltkriege. Die Lyrik des Expressionismus brachte eine übersteigerte Wiederkehr von Formen und Inhalten der Romantik. Der Dichter Gottfried Benn, der unserer Landschaft zwischen den Meeren emotional verbunden war, schrieb seinerzeit zum Thema „Strand“:

*Immer um Feuerturm und Kattegatt
und Finisterre der letzten Ländlichkeiten,
die Bojen taumeln, hinter sich das Watt,
einäugig tote Unaufhörlichkeiten —
oh, ihrer Dialektik süßer Ton
des Möwentons gesammelt und zerrüttet —
Identität, astrales Monoton,
das nie verfließt und immer sich verschüttet —*

Die politische Fragestellung bleibt aus diesen Versen verbannt. Der Dichter ringt um das Verhältnis von Mensch und Natur, von Subjekt und Objekt, von Ich und Du. Es geht um Selbstidentität im allgemeinen Prozeß der Identitätsdiffusion. Es wäre reizvoll, solchen Fragestellungen weiter nachzugehen. Hier kann aber nur angedeutet werden, daß die Frage der Identität mehrere Dimensionen aufweist, unter denen die nationale Identität oder Volkszugehörigkeit oder Staatsangehörigkeit nur eine unter anderen ist — womöglich nur eine Durchgangsstation auf dem Wege von der persönlichen oder Selbstidentität über die soziale Identität zur universalen Identität des Menschengeschlechts.

Nehmen wir den diesjährigen internationalen Historikerkongreß, der vom 10. bis 17. August in Bukarest stattfand, als repräsentativ, dann steht die Frage der nationalen Identität nicht mehr im Mittelpunkt der Geschichtsbetrachtung. Eine Durchsicht der Kongreßpapiere zeigt aber auch, daß die nationale Frage und das Nationalitätenproblem in allen politischen Systemen und auf allen Kontinenten ihre Brisanz behalten haben. Ob die ausgedruckten Beiträge sich mit der Tschechoslowakei, mit Jugoslawien oder mit Südosteuropa im ganzen befassen, ob es um das ferne China oder um Afrika geht, überall wird das Problem der nationalen Identität mit wissenschaftlichem Eifer und politischer Parteilichkeit abgehandelt. Es fällt der Wissenschaft offenbar noch immer außerordentlich schwer, solche Fragen aus der Distanz zu betrachten.

Ein ähnliches Bild ergibt sich aus der Behandlung sozialer Bewegungen in der Geschichte. Auch sie stehen nicht im Zentrum der Diskussionen. Aber sie durchziehen die historischen Erscheinungen wie die Themen der Auseinandersetzung von der Antike über das Mittelalter bis in die Neuzeit und in die aktuelle Zeitgeschichte hinein.

Die Frage nach dem Spannungs- oder Wechselverhältnis von nationaler Identität und sozialer Bewegung wurde nicht gestellt, jedenfalls nicht präzise und systematisch abgehandelt. Es bleibt auch zu fragen, ob der Geschichte oder den Sozialwissenschaften ausreichend Kapazitäten für eine Beantwortung zur Verfügung stehen. Die Methodenvielfalt tritt erschwerend hinzu. Karl Dietrich Erdmann sprach in seinem grundlegenden Bukarester Referat von vier Wegen des methodischen Zugangs bei der Lösung historischer Fragen:

- der idiographischen Methode, die sich um das Unwiederholbare der individuellen historischen Erscheinung bemüht;
- der nomothetischen Methode, die auf Gesetzmäßigkeiten in historischen Abläufen schaut;
- der sozialwissenschaftlichen, historisch-materialistischen Methode, die gesellschaftlichen Prozessen Vorrang einräumt;
- der integralen Geschichtsschreibung des „Neohistorismus“.

Während die erste und letzte Methode dem Problem der nationalen Identität

besonders angemessen erscheinen, dürften nomothetische und historisch-materialistische Vorgehensweisen der Geschichte sozialer Bewegungen näherkommen. Zur inhaltlichen Spannung von nationaler Identität und sozialer Bewegung tritt also das Problem der Anwendung verschiedener Instrumentarien der Forschung und Interpretation.

Im Bewußtsein dieser Schwierigkeiten sei gleichwohl ein Lösungsversuch unternommen, der dialektisch genannt werden kann: Ausgangspunkt sei dafür eine Rede Karl Dietrich Erdmanns zum 17. Juni des Jahres 1973, die also zwanzig Jahre nach dem Volksaufstand gehalten wurde. Es ging dabei um „Die dialektische Einheit der Nation“, wenn man so will, um nationale Identität und Nicht-Identität im geteilten Deutschland. Erdmann sprach von der Einheit der deutschen KulturNation, von der Bedeutung, die sowohl Martin Luther als auch Karl Marx und ihre Werke für die Einheit der deutschen Nation besitzen. Er sprach von einem „Wettbewerb antagonistischer Systeme“, bezogen auf Einigkeit, Gerechtigkeit und Freiheit. Daran anknüpfend meinte er:

„Wenn es in einem solchen Verhältnis von einander ausschließenden Grundpositionen her dennoch zu einem offenen Gespräch im Hinblick auf eine gemeinsame Thematik kommt, dann kann man es als dialektisch bezeichnen. In dem Maße, wie sich die in den Grundvertrag gesetzte Hoffnung verwirklichen sollte, daß wir im gespaltenen Deutschland wieder miteinander reden lernten, ließe sich trotz unserer staatlichen Zweiteilung die deutsche Nation als dialektische Einheit begreifen.“

Der von Erdmann angewandte Begriff der dialektischen Einheit bezieht sich auf den Dialog innerhalb der KulturNation über die staatliche und gesellschaftliche Grenzziehung hinweg. Er sieht von der sozialen Bewegung ab, die sich auch die Form der nationalen Bewegung geben kann, wie etwa die Bewegung vom 17. Juni 1953 bewiesen hat. Hier sei die soziale Bewegung als wesentliches Moment einer dialektischen Einheit der Nation postuliert. Eine gesellschaftliche Bewegung dieser Art ist seit den siebziger Jahren auch in Deutschland ansatzweise zu beobachten.

Unter dem Titel „Die Suche nach der nationalen Identität“ schreibt der Frankfurter Politologe Iring Fetscher zu diesem Phänomen: „Offenbar gibt es in der jüngeren Generation ein wachsendes Bedürfnis nach ‚nationaler Identität‘. Nach vielen Jahrzehnten maximaler Distanz zu Deutschland, die bei den einen in sozialistischem Internationalismus, bei den anderen in kosmopolitischem Konsumismus sich äußerte, ist das Bedürfnis, der Wunsch, ‚man selbst‘, auch national etwas Eigentümliches zu sein, wieder erwacht. Nicht, als hätten wir nicht immer eine ‚nationalistische Rechte‘ gehabt. Aber sie spielte namentlich im Vergleich mit der Weimarer Zeit so gut wie keine Rolle. Vor allem unter Intellektuellen war sie nicht vertreten. Jetzt also taucht die Rede von einer

„spezifisch deutschen politischen Kultur“ bei Linken wieder auf. Sie steht gewiß — wie in dem Gespräch, aus dem ich zitiert habe — im Kontext einer Entdeckung des ‚Alltagslebens‘, der Träume und Wünsche der ‚Krautfresser‘. Sie hat aber auch mit dem Nachlassen eines Schocks zu tun, von dem wir — die den Krieg noch mit Bewußtsein erlebt haben — noch immer geprägt sind. Hinzu kommt die Enttäuschung über den Internationalismus.“

Gleichsam als europäische Gegenbewegung sieht Fetscher eine Tendenz zu Regionalismus aufkommen, wie sie nicht zuletzt auch in dem Gerede vom „Schleswigertum“ zu beobachten ist.

Zwar respektiert Fetscher das „legitime Bedürfnis“ nach einer nationalen Identität. Vor allem möchte er „die Suche nach der nationalen Identität nicht den Nationalisten der äußersten Rechten überlassen“ wissen. Er warnt zugleich die Linke, aus purer Konkurrenzangst nun ihrerseits „in narzißtischen Nationalismus“ zu verfallen.

Was bleibt, ist die Identitätssuche im Rahmen der Entwicklung unserer politischen Kultur, wie sie von Martin und Sylvia Greiffenhagen aufgezeigt wird. Beide knüpfen an Gustav Heinemanns Antrittsrede von 1969 an, in der es heißt: „Es gibt schwierige Vaterländer. Eins davon ist Deutschland. Aber es ist unser Vaterland. Hier leben und arbeiten wir. Darum wollen wir unseren Beitrag für die eine Menschheit mit diesem und durch dieses Land leisten.“

In dem folgenden Buch über „Ein schwieriges Vaterland — Zur politischen Kultur Deutschlands“ werden die leitenden Interessen politischer Kulturforschung genannt: Identität, Legitimität und Anomie. Übersetzen wir Anomie als Fremdheit, Entfremdung oder Distanz, dann steht sie im Gegensatz zur Identität, die aus der Identifikation des einzelnen und verschiedener Gruppen mit dem Ganzen hervorgeht. Der Legitimität kommt eine vermittelnde Funktion zu, indem sie der Identität durch den Zustrom gesellschaftlicher Bewegung zur politischen Realität und zur sozialen Macht verhilft.

Die Greiffenhagens definieren nicht genau, was sie unter Identität verstehen, sondern kleiden ihre Begriffsbestimmung in die Umschreibung ihrer zentralen Fragestellung: „Die Frage nach Identität einer Gesellschaft zielt auf die Einheit und Gleichsinnigkeit der politischen Institutionen und des politischen Bewußtseins einerseits und des Selbstbildes und Fremdbildes eines Volkes andererseits. Sie erkundet auch die spezifische Art dieser Einheit: welche historischen Erfahrungen sind in sie eingegangen, wie alt ist sie, wie steht es um ihre Belastbarkeit in Gegenwart und Zukunft?“ Im Hinblick auf die gegenwärtige Entwicklung sehen beide Autoren das Prinzip der nationalen Souveränität in seiner Bedeutung schwinden. Sie betonen stattdessen die Wechselbeziehungen und Interaktionen mit anderen politischen Großgruppen. Damit sind die Nachbarvölker in der Außenbeziehung, die gesellschaftlich relevanten Gruppen und sozialen

Bewegungen im Innenverhältnis gemeint.

Identität in diesem Sinne muß keine nationale Identität sein, die sich an Staatsvolk, Staatsgebiet und Souveränität klammert. Es kann sich durchaus um einen mehr oder weniger stabilen transnationalen Identifikationsprozeß handeln, der sich an religiösen oder ethnischen, an sozialen oder wirtschaftlichen Beziehungen orientiert, die weder territorial- noch nationalstaatlich fixiert sind, die der nationalen Souveränität entbehren und stattdessen soziale Autonomie entwickeln. Ein solcher definitorischer Ansatz bleibt offen für Lösungen des Identitätsproblems im Sinne transnationaler Sozialstaatlichkeit. Er meint in der Mehrzahl der Fälle — auf den gegenwärtigen Stand der Entwicklung bezogen — gleichwohl nichts anderes als die nationale Zusammengehörigkeit. Er umfaßt auch so vage definierte Identitäten wie die der deutschen Kulturnation in ihrer dialektischen Einheit.

Die nationale Identität läßt sich als eine Sonderform der sozialen Identität verstehen. Sie entspricht einem bestimmten Stande der gesellschaftlichen Entwicklung, ist in ihren Ursprüngen kaum älter als die Französische Revolution, umfaßt bis heute nur einen Teil der Menschheit und ist in ihren segensreichen Wirkungen für die Organisation menschlichen Zusammenlebens durchaus umstritten. Der Mensch ist als gesellschaftliches, als soziales Wesen definiert, nicht aber als ein nationales Tier. In der Konkurrenz von nationaler Identität und sozialer Bewegung hat die soziale Komponente den höheren historischen und politischen Rang. Der Mensch kann auf seine soziale Identität nicht verzichten, denn sie ist Grundlage seiner Existenz. Er mag die soziale Identität besonders intensiv empfinden, wo sie mit nationaler Identität zusammenfällt. Aber er muß die nationale Identität sprengen, wo sie der sozialen Bewegung andauernd hinderlich in den Weg tritt.

Der moderne Sozialstaat, der hier nicht in erster Linie als Wohlfahrtsstaat, sondern als Gesellschaftsstaat verstanden wird, erlaubt die dialektische Vermittlung von sozialer und nationaler Identität, von nationaler und sozialer Bewegung. Er weist über die nationale Fixierung hinaus und verlangt letztlich den universalen Sozialstaat als umfassende Organisation menschheitlicher Identitätsfindung. Die nationalen Identitäten werden damit nicht erlöschen, sondern rücken in den Rang regionaler Einheiten, die der sozialen Bewegung als Stützpunkte dienen.

ÜBER NATION UND GESCHICHTE

Die ersten Jahrzehnte der Bundesrepublik waren der Pflege des Geschichtsbewußtseins in

unserem Volke nicht eben günstig. Zunächst zwang die Not des Zusammenbruchs, zwang der Kampf um die tägliche Existenz die Menschen dazu, ihre Aufmerksamkeit völlig auf die Gegenwart, ja fast auf den jeweiligen Tag zu konzentrieren. Dann nahm der Wiederaufbau die Menschen gänzlich gefangen, das Bestreben, Versäumtes nachzuholen, es sich gut, zumindest besser gehen zu lassen.

Auch die Wachstumsideologie, die Neigung also, Erfolg und Mißerfolg des einzelnen und der Gemeinschaft letzten Endes in den Kategorien des materiellen Mehr zu beurteilen, führte eher zur Verkürzung der geschichtlichen Perspektiven. Natürlich hat auch die Tatsache eine Rolle gespielt, daß die zwölf Schreckensjahre der NS-Gewaltherrschaft und die nationale Katastrophe, in der sie endeten, die Kontinuität unserer Geschichte schwer beeinträchtigt haben. Im Bestreben, diese Jahre zu verdrängen, ja zu vergessen, ging da und dort die Verbindung zu unserer Geschichte überhaupt verloren.

Hans-Jochen Vogel in der Wochenzeitung „Vorwärts“ vom 20. November 1980

Die Volksabstimmung 1920

Ein Lösungsversuch des Nationalitätenproblems in Schleswig

In die harte Wirklichkeit, „wo im Raume sich die Sachen stoßen“, führte auf der Tagung „Nationale Identität und soziale Bewegung“ in der Akademie Sankelmark der nachstehend in seinem Wortlaut wieder gegebene Vortrag über die geschichtlichen Voraussetzungen der Volksabstimmung in Schleswig 1920. Der in diesem Heft erscheinende Teil führt bis zum Jahre 1918, also unmittelbar an die Ereignisse der Volksabstimmung vor sechzig Jahren heran. Diese selbst werden dargestellt im zweiten Teil des Vortrages, den wir im Grenzfriedensheft 1/1981 bringen werden.

Die Red.

Schon immer war die Geschichte der nationalen Auseinandersetzungen in Schleswig ein Beispiel dafür, daß man hier im Verhältnis zu anderen Regionen Europas die Streitigkeiten weniger rücksichtslos führte und Deutsche und Dänen zwar zu manchen Zeiten in offener Gegnerschaft, doch nicht in abgrundtiefem Haß einander gegenüberstanden. So war es etwa in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts nach harten Auseinandersetzungen bei politischen Versammlungen in Nordschleswig durchaus möglich, daß die Kontrahenten anschließend friedlich miteinander Kaffee tranken und sich unterhielten.

Wie immer ist auch bei der Nationalitätenfrage im schleswigschen Raum die schleswig-holsteinische Geschichte ein wenig kompliziert. Ausgangspunkt bei der Betrachtung dieses Problems muß eine Darstellung der Sprachverhältnisse sein, deren Entstehung ich hier nicht weiter in aller Breite vorführen kann. Es sei nur kurz der Zustand der Sprachengrenzen zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Herzogtum Schleswig geschildert, das ja seit 1386 eng mit Holstein verbunden war, während beide dann seit 1460 mit Dänemark das gleiche Fürstenhaus besaßen. Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts verfestigte sich der sogenannte Gesamtstaat des Königreichs und der mit ihm in Personalunion verbundenen Herzogtümer. Bis zur Schlei-Danewerk-Linie war Schleswig rein deutschsprachig, die Westküstenbewohner sprachen meist friesisch. Hier wie in Mittelschleswig waren Kirchen- und Amtssprache seit langem deutsch. Seit der Jahrhundertwende ging die Bevölkerung in Mittelschleswig aus eigenem Willen zur deutschen Sprache über, indem man die Kinder zur Schule anhielt und sie so veranlaßte, die im Lande führende deutsche Kultursprache zu übernehmen. Die Schulsprache aber richtete sich nach der deutschen Kirchensprache. In Flensburg hatten sich deutsche Sprache und Kultur schon seit langem durchgesetzt, obwohl die Zuwanderung aus der die dänische Mundart Sønderjysk sprechenden Umgebung

stärker war als die aus dem deutschen Süden.

In den nordschleswigschen Städten herrschte deutsche Kirchensprache bei dänischen Frühgottesdiensten vor, danach richtete sich auch die Schulsprache. Auch in Nordschleswig war, wie im ganzen Herzogtum, die Amtssprache fast in allen Bereichen deutsch. Umgangssprache der Landgemeinden war, wie auch bei vielen Bürgern der nordschleswigschen Städte, das Sønderjysk, dazu war auf dem Lande auch die Kirchensprache dänisch, doch um Tondern und auf dem nordschleswigschen Mittelrücken bestand dabei seit langem ein starker deutscher Kultureinfluß.

Als dann seit dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts das in Deutschland wie Dänemark erweckte Nationalgefühl von Norden und Süden her ins Land hineinwirkte, begannen sich die Bewohner Süd- und Mittelschleswigs deutlicher als Schleswig-Holsteiner (und damit bald als Deutsche) zu fühlen, während die Einwohner Nordschleswigs dagegen meist sich mehr der Verbundenheit mit der dänischen Sprache und Kultur und damit mit dem dänischen Volk bewußt wurden. Dabei sollte man nicht vergessen, daß noch für Jahrzehnte breite Bevölkerungsschichten national indifferent oder doch nur in geringer Bindung an Deutsch oder Dänisch verblieben und zunächst weiterhin einen gesamtstaatlichen oder gar nur regionalen Patriotismus besaßen.

Während so im Herzogtum der Norden im ganzen mehr zum Dänentum, der Süden zum Deutschtum hin zu tendieren begann, forderten doch die engagierten Vertreter beider Richtungen in Berufung auf das historische Recht das ganze Schleswig. Die einen wollten die Eider, die alte Südgrenze Dänemarks aus der Zeit des Mittelalters, auch als Grenzlinie für den neuen dänischen Nationalstaat — die anderen wünschten die Bewahrung der Einheit der Herzogtümer und deren Anschluß an ein künftiges Deutsches Reich. Aus dem sich verschärfenden Gegensatz entsprang die schleswig-holsteinische Erhebung der Jahre 1848—51, an deren Ende zwar die Niederlage der Schleswig-Holsteiner und die Lösung Schleswigs von Holstein stand, aber auch die dänische Seite erreichte keinen direkten Anschluß Schleswigs an das Königreich.

Dennoch stieg der dänische Einfluß in Schleswig beachtlich. Durch kleinliche und rücksichtslose Handhabung von Sprachreskripten im nördlichen und mittleren Teil des Herzogtums versuchten staatliche Funktionäre wie Tillisch und Regenburg, angetrieben von einer engagierten Förderung der eigenen Nationalität, die Folgen des Sprachwechsels in Mittelschleswig wieder rückgängig zu machen und die deutsche Sprache aus Schule und Kirche sowie der Verwaltung zu verdrängen. Energische Helfer fand die Regierung in dänischen Lehrern und Pastoren, die man als überzeugte Verkünder eines dänischen Schleswig meist aus dem Königreich ins Land geholt hatte. Doch gerade diese gegen den Willen der Mehrheit der Bevölkerung vollzogenen Maßnahmen führten zu einer Verfestigung eines

deutschen Bewußtseins etwa im umstrittenen Angeln, wo sich viele Bauern verschworen, nur noch deutsch miteinander zu reden und auch mit ihren Kindern nur noch deutsch sprachen, um ein Gegengewicht gegen den Dänischunterricht der Schulen zu finden. Die Kirchen aber standen bei dänischen Gottesdiensten fast leer, und häufig wurden Petitionen an den König oder die Ständeversammlung gerichtet mit der Bitte um Wiedereinführung der deutschen Sprache.

Was hier in den Jahren zwischen 1851 und 1864 geschah, glich der späteren preußischen Nordschleswigpolitik wie ein Ei dem anderen, und die Herren Tillisch und Regenburt waren aus ähnlichem Holz wie die Herren von Koller und Dr. Hahn geschnitten. Der Erfolg dieser Politik war durchaus negativ. Im Jahre 1864 war Angeln bewußter im Deutschtum verwurzelt als zur Zeit der Erhebung.

Die Nichteinhaltung von Zusagen, die man dänischerseits 1851/52 den beiden deutschen Großmächten gemacht hatte, führte zu Verwicklungen, die im Krieg von 1864 mündeten. Verhandlungen während eines Waffenstillstandes, die zwischen den kriegführenden und den um Vermittlung bemühten europäischen Großmächten in London geführt wurden, blieben ohne Ergebnis. Hier hätte die dänische Regierung bei geschickterer Verhandlung im Eingehen auf Pläne Preußens für eine Volksbefragung der Bewohner der nördlichen Landesteile Schlesiens, (deren Ergebnis dann die Grundlage für eine Beratung über eine neue Grenzziehung hätte bieten sollen) mit einer Linie nördlich von Flensburg und Tondern schon den weitaus größten Teil des später 1920 an Dänemark fallenden Nordschleswig erhalten können. Die dänische Regierung glaubte aber, daß die Zeit für sie arbeiten werde, und verspielte die günstige Gelegenheit. So mußte der dänische König nach der Niederlage im Krieg auf die Herzogtümer verzichten, die dann nach dem Ausgang des deutschen Krieges im Jahre 1866 an Preußen fielen. Dabei mußte Preußen jedoch im nationalen Vorbehalt innerhalb des Artikels V des Prager Friedens auf Drängen Frankreichs eine Zusage an Österreich geben, wonach die nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn deren Bevölkerung durch Abstammung den Wunsch äußern sollte, mit Dänemark vereint zu werden, von Preußen an dieses abzutreten seien.

In den ersten Jahren der preußischen Herrschaft standen die überzeugten Dänen in Nordschleswig den später so verhaßten neuen Herren noch keineswegs völlig ablehnend gegenüber, da sie von der neuen Verwaltung als Gegengewicht gegen die enttäuschten, meist augustenburgisch gesonnenen Schleswig- Holsteiner gestützt wurden und zunächst manche unverhofften Möglichkeiten für ihre kulturelle Arbeit erhielten. Im Jahre 1867 begannen schleppende Verhandlungen zwischen Preußen und Dänemark über die Bedingungen einer möglichen Volksbefragung, wie sie nach dem Artikel V vorgesehen war, doch konnte man sich zunächst über die Südgrenze der Abstammungszone nicht einigen, da man deutscherseits aus strategischen Gründen auf das weitgehend dänisch gesinnte

Alsen und Sundewitt (mit der Düppelstellung) nicht mehr verzichten wollte und schließlich an eine Südgrenze des Abstimmungsgebietes von der Gjenner Bucht westwärts zur Nordseeküste dachte. Die Dänen waren schließlich auch dazu bereit, sich mit geringerem Landgewinn zu begnügen. Doch forderten die Deutschen umfangreiche Garantien für die Stellung einer künftigen deutschen Minderheit, welche die Dänen recht nachdenklich stimmten, da man fürchtete, auf diese Weise dem übermächtigen Nachbarn Einspruchsmöglichkeiten in innerdänische Verhältnisse zu gewähren. Darauf versiegten die Verhandlungen. Dann aber brachte der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 eine Wende. Der preußisch-deutsche Sieg zerschlug alle Hoffnungen dänischer nationaler Kreise, daß Napoleon III. ernsthaft auf Erfüllung der Bedingung des Prager Artikels drängen oder daß gar nach einem französischen Sieg der Löwenanteil Schlesiens an Dänemark fallen werde. Schließlich wurde bei einer Annäherung Deutschlands an Österreich noch vor dem Abschluß des Zweibundes im Jahre 1878 der nationale Vorbehalt im Artikel V mit beiderseitigem Einverständnis der Großmächte aufgehoben. Bismarck war so eine ihm lästig gewordene Verpflichtung losgeworden. Ihm ist, wenn man den Maßstab seiner historischen Periode, in der man Außenpolitik in Kategorien zu führen pflegte, die auf die Wahrung der Staatsräson gerichtet waren, vom Staatsrechtlichen her kein Vorwurf zu machen. Sicherlich ändert dies nichts an dem uns heute selbstverständlich erscheinenden Rechtsanspruch einer nationalen Minderheit, die regional in einem Grenzraum eine staatliche Mehrheit bildet, über ihre Zugehörigkeit selbst bestimmen zu können. Aber auf den Artikel V war nun vom Staatsrechtlichen her diese Forderung nicht mehr zu gründen. Auch heute pflegen ja erfolgreiche Großmächte nichts an Machteinfluß zu verschenken.

Damit lief die Taktik der dänischen Volksgruppe in Nordschleswig ins Leere, die sich vor allem auf die immer wieder erneute Forderung nach Einlösung des Prager Versprechens durch ihre Reichstagsabgeordneten (bei Unterstützung durch oppositionelle Gruppen im Reichstag, etwa des Zentrums) und auf Protestpolitik gestützt hatte. So weigerten sich etwa auch die beiden stets wiedergewählten dänischen Abgeordneten im preußischen Landtag immer aufs neue, den Eid auf die preußische Verfassung zu schwören, weil sie glaubten, bei einer Eidesleistung das Verbleiben Nordschlesiens bei Preußen und Deutschland gutzuheißen. Doch begaben sie sich hierdurch jeglicher Möglichkeit, für ihre Ziele parlamentarisch zu wirken. Auch die dänischgesinnten Geistlichen und Lehrer verweigerten meist den Eid auf den neuen Landesherrn, in der Hoffnung, bald in ein dänisches Nordschleswig zurückkehren zu können — doch erreichten sie nur ihre Ersetzung durch deutsche Pastoren und Beamte.

Manche bewußte Dänen hatten nach 1866/67 auch für die dänische Staatsangehörigkeit optiert, konnten zwar schließlich nach einem Optantenvertrag

(1872) zunächst meist unbehelligt im Lande bleiben, soweit sie dies wünschten, begaben sich damit aber des Wahlrechts. Der Anteil handlungsfähiger und energischer Mitglieder der dänischen Volksgruppe wurde im übrigen auch dadurch vermindert, daß Jahr für Jahr große Anteile der wehrpflichtigen Jahrgänge nach Dänemark oder den USA auswanderten, um nicht in der Armee des Feindes von 1864 zu dienen; nach Berechnungen sollen es viele Tausende gewesen sein, so daß die Bevölkerung Nordschleswigs in den Jahren von 1864 bis 1920 nur gering zunahm. Dazu wurde das bewußte Dänentum von innerem Streit darüber zerrissen, ob nun immer noch, da keine Aussicht mehr auf eine baldige Volksbefragung und Änderung der Dinge bestand, an der Taktik der Eidesweigerung der Abgeordneten im Landtag festgehalten werden sollte.

Wenn auch weiterhin die Anzahl von meist einem Reichstags- und zwei Landtagsmandaten gehalten wurde, ging doch der Anteil der dänischen Stimmen merklich zurück. Die immer noch vorhandene Gruppe der national Gleichgültigen oder gering Engagierten verstärkte sich, nicht zuletzt durch das weite Umsichgreifen einer aus Dänemark über die Grenzen greifenden christlichen Erweckungsbewegung, der sogenannten „Inneren Mission“ (die trotz desselben Namens dennoch etwas anderes darstellte als die „Innere Mission“ im deutschen Raum), die manchen dazu führte, das nationale Moment im Leben als zweitrangig anzusehen gegenüber einer Ausrichtung auf Gott und Christus.

Da führte eine Kursänderung in der preußischen Minderheitenpolitik eine entscheidende Wende herbei. Wie so oft in Nationalitätenauseinandersetzungen ging es hierbei um die Schulfrage. Schon 1864 wurden in Mittelschleswig — hier offensichtlich unter Zustimmung breiter Kreise der Bevölkerung — und auch in den nordschleswigschen Städten die Sprachzustände vor den Sprachreskripten wieder hergestellt. Für die Landgebiete Nordschleswigs wurde 1871 festgelegt, daß im Schulunterricht sechs Wochenstunden auf deutsch gegeben werden sollten; so wurden den Schülern die notwendigen Kenntnisse in der Staatssprache vermittelt. Dies stieß bei der dänischsprachigen Bevölkerung, wenn auch kaum auf Freude, so doch wohl auf Verständnis; von Beunruhigung ist nichts festzustellen. Man benötigte schließlich die Kenntnis der im Staatswesen vorherrschenden Sprache. Bedenklicher wurde man bei der allgemeinen Einführung der deutschen Gerichts- und Verwaltungssprache und der Verstärkung des Deutschunterrichts in den Mittel- und Oberklassen der Schulen (1878). Die eigentliche Wende aber brachte dann die Sprachverfügung von 1888, wonach für alle Schulfächer mit Ausnahme des Religionsunterrichtes (in vier Stunden) die deutsche Unterrichtssprache angeordnet wurde.

Diese Verordnung kam wohl dadurch zustande, daß verschiedene Presseorgane, aber auch einige jüngere, auf Profilierung bedachte Landräte der Grenzregion, sowie einflußreiche Anhänger nationalistisch geprägter Gruppierungen das

preußische Kultusministerium zum Handeln drängten. Schon bisher erwartete der vorzüglich verwaltete Staat vom Untertanen kritiklose Anerkennung des sicherlich meist in bestem Willen von ihm Geleisteten. Wer nicht dazu bereit war, dem Staatswesen diese gewünschte Zustimmung zu zollen — wie etwa die dänische Minderheit, die über die Grenze blickte —, mußte mit Entzug des Wohlwollens und mit staatlichen Maßnahmen rechnen. Zu dieser Zeit aber breitete sich außerdem in der jüngeren Beamtengeneration oft ein alles andere als altpreußischer nationaler Dünkel und Hurra-Patriotismus aus, der Minderheiten zu „germanisieren“ gedachte. So ist auch die Sprachverfügung von 1888 als eines der ersten Produkte des degenerierten Preußentums im Zeitalter Wilhelms II. anzusehen.

Damit hat denn nach dem Zeugnis des Generalsuperintendenten Kaftan, der selbst durchaus für eine weitere Stärkung der deutschen Schulsprache in den nördlichen Landesteilen gewesen war — aber nicht in dieser rücksichtslosen Rigorosität —, in der Folgezeit die preußische Nordschleswigpolitik „die Sachkunde durch Konstruktion ersetzt und die Klugheit durch Chauvinismus“.

Der Wind im Lande schlug nun um. Der dänische Historiker Mackeprang sagt, es habe keine besseren Agitatoren für die dänische Sache gegeben, als die preußische Regierung und ihre Beamtenschaft. „Gott sei Dank, daß wir das bekamen. Einige unserer Gemeinden schliefen schon und andere waren im Begriff einzuschlafen; jetzt bekommen wir sie wach, alle miteinander“, soll ein dänischer Politiker damals geäußert haben. Ein nordschleswiger Bauer — typisch für die national im Grunde Indifferenten — erklärte: „Früher sandten wir unsere Kinder nach Angeln, damit sie Deutsch lernten. Jetzt sind wir gezwungen, sie nach Dänemark zu schicken.“

Die unerwartete und plötzliche Festigung und neue Expansion der dänischen Volksgruppe führte dazu, daß der zu Recht als guter Verwaltungsfachmann geltende, aber vor allem karrierebewußte Matthias von Koller (1897—1901) zum Oberpräsidenten berufen wurde. Er sollte in Nordschleswig auf Wunsch Wilhelms II. „Ruhe schaffen“ und glaubte dies mit Zwangsmitteln erreichen zu können, nicht zuletzt durch rücksichtslose Ausweisung von Optanten und sonstigen dänischen Staatsangehörigen, die in Nordschleswig arbeiteten. Die vier Jahre „Köllerpolitik“ sind jedoch nur der Höhepunkt von mehreren Jahrzehnten verfehlter Minderheitenpolitik der preußischen Beamtenschaft. Die höheren Ränge waren oft nicht im Übermaße national deutsch engagiert, forderten jedoch unbedingte Loyalität gegenüber dem Staate. Daneben waren manche Staatsfunktionäre auch Anhänger der liberalen Parteien verschiedenster Richtungen, die meist besonders betont national eingestellt waren und mehr deutsch als preußisch dachten. Ihr übersteigertes Nationalgefühl verstärkte die „intoleranten und expansiven Züge“ (Hauser). Dazu kam das Pochen auf ein historisches Recht Deutschlands auf das

ganze Schleswig. Ähnlich wie einst bei ihren dänischen Kollegen zur Zeit der Danisierungsbestrebungen, fanden hier konservatives und liberales Denken zusammen, um die Integrität des Staates und den Einfluß der Staatsnation zu fördern. Man sollte im übrigen das Problem nicht isoliert betrachten, auch im weiteren Europa gab es in verschiedenen Staaten amtlichen Druck gegen andersvolkliche Minderheiten.

Der „Erfolg“ dieser Politik blieb auch jetzt nicht aus. Im Jahre 1920 war Nordschleswig viel dänischer, als es 1864 gewesen war. Eine energische Kulturoffensive, gestützt auf umfassende Vereinsarbeit, wurde aus Nordschleswig selbst heraus, aber auch mit starker Unterstützung von Gesinnungsfreunden im Königreich, zur Bewahrung der eigenen Nationalität in Bewegung gesetzt. Man bildete Verbände verschiedenster Art, welche die Interessen der Minderheit vertraten. Hier seien nur der „Wählerverein für Nordschleswig“ (1888), der politische Zusammenschluß der dänischgesinnten Bevölkerung, der Sprachverein (1880) und der Schulverein (1892) genannt, wozu unter Dachverbänden vereinte landwirtschaftliche Vereine und Kreditinstitutionen traten, aber auch Jugendorganisationen. Überall wuchsen dänische kirchliche Freigemeinden. Eine Reihe begabter Redakteure sorgten für Verbreitung der politischen Thesen der dänischen Bewegung, die Auflagenzahl ihrer Blätter stieg bemerkenswert. Die junge Generation der Minderheit besuchte Heimvolkshochschulen und Nachschulen, um Verbindung zur dänischen Kultur zu gewinnen. In der politischen Taktik ging man jetzt endgültig vom absoluten Protest der „Eidesverweigerer“ ab. Die Optanten suchten um preußische Staatsbürgerschaft nach und verstärkten damit beträchtlich die dänische Wählerzahl. Neuen Zulauf gab es, als die „Innere Mission“ (endgültig 1912) auseinanderfiel und ein großer Anteil ihrer Anhänger für die dänische Seite gewonnen wurde.

Dennoch bestand weiter ein innerer Gegensatz im dänischen Lager. Für Redakteur Jens Jessen war der Artikel V mit der Aufhebung durch die vertragschließenden Großmächte nicht rechtsgültig außer Kraft gesetzt worden, da man die Nordschleswiger, denen hier etwas zugesichert worden war, nicht befragt habe. Der Sekretär des Wählervereins, Hans Peter Hanssen, sah das Fehlerhafte dieser staatsrechtlichen Konstruktion, betonte aber ebenfalls die Forderung nach dem Selbstbestimmungsrecht, ja Ende 1918 berief auch er sich — bei veränderten Umständen — auf den Paragraphen V. Während Jensen auf klare Konfrontation und Betonung des Rechtsstandpunktes ausging und von einer künftigen dänischen Grenze so weit südlich wie möglich träumte, konzentrierte sich Hanssen jedoch auf das Erreichbare. Zwar setzte sich zunächst Jessen durch (zwischen 1901—1906 Reichstagsabgeordneter), nach dessen Tod aber bestimmte Hanssen mit seinem Anhang mehr und mehr den politischen Kurs. Als Reichstagsabgeordneter gewann er durch liebenswürdiges Wesen und

Kooperation in unterschiedlichen politischen Fragen Abgeordnete verschiedenster Parteien von links bis halbrechts und warb sie so für Konzessionen für die dänische Sache. Von Volksabstimmung redete er kaum. Die Zeit war hierzu noch nicht reif.

Auch großpolitisch wehte ein milderer Wind, 1907 wurde eine deutsch-dänische Optantenkonvention unterzeichnet, die deutsche Konzessionen brachte, wogegen Dänemark bei den sich verstärkenden europäischen Spannungen einen klaren Neutralitätskurs steuerte. In Schleswig selbst erreichte allerdings der neue Kurs nicht die Masse der Beamenschaft, da sich der Oberpräsident v. Bülow (1907—1914) auf der unteren Ebene nicht durchsetzen konnte. In Nordschleswig bestimmte auf deutscher Seite vor allem der „Deutsche Verein für das nördliche Schleswig“ (gegründet 1890) die Mentalität der politisch Einflußreichen. Dieser Verein wollte durch Kulturarbeit, aber auch Kreditunterstützung zugunsten von Landerwerb für Deutsche der dänischen Bewegung entgegenreten. Dabei drängte sich die oft landfremde deutsche Beamenschaft überreich in den Vordergrund und schob die Vertreter einheimischen Deutschtums häufig beiseite. Trotz mancher sinnvoller Arbeit im kulturellen Bereich hörte man nach außen vor allem das forsche Wortgetöse der hurrapatriotischen Spitzen des Verbandes.

Gegen die Kulturpolitik der Behörden und die Germanisierungsbestrebungen des Deutschen Vereins wandten sich mehrere Theologen und sonstige Akademiker des Grenzlandes, die meist alteingesessenen Familien entstammten, wie Johannes Schmidt-Wodder und Johannes Tiedje. Sie gründeten 1909 den „Verein für deutsche Friedensarbeit in der Nordmark“. Deutsche wie dänische Art und Sprache sollten sich frei im Grenzland entwickeln, die Eigenständigkeit deutscher Kulturarbeit aus der Bevölkerung des Landes heraus selbständig entfaltet werden. Auch Schmidt-Wodder wollte ganz Schleswig für Deutschland gewinnen, aber durch ritterlichen Wettstreit in der Kulturarbeit, nicht durch staatliche Eingriffe. Auch einige freisinnige Politiker im Lande, der General-Superintendent Kaftan, aber ebenso auch verschiedene bekannte Gelehrte Südelbiens, von Rade bis Delbrück, bezogen gegenüber der Nordschleswigpolitik der Regierung Front.

Immer bedeutungsvoller wurde die Stellungnahme der neuen Arbeiterpartei, der Sozialdemokraten. Sie gewann vor allem früh in der Werftstadt Flensburg Anhänger unter der aus allen Teilen des Reiches, nicht zuletzt auch aus Nordschleswig zuwandernden Arbeiterschaft. Mit den Dänen stellte man sich gegen die bestehenden staatlichen Verhältnisse und stimmte häufig bei Stichwahlen gemeinsam. Auch im Reichstag kam es mit den dänischen Abgeordneten, vor allem seit der Zeit H. P. Hanssens, zur Zusammenarbeit. Das gute Recht der Dänen, dänisch zu sein und das Selbstbestimmungsrecht für sich zu fordern, wurde von der SPD deutlich und immer wieder aufs neue anerkannt. Wichtig wurde dabei besonders die Resolution des Bezirksparteitages von 1902,

die von dem Redakteur und im Landesteil Schleswig einflußreichen Parteifunktionär Eduard Adler inspiriert worden war.

Andererseits wurde aber in der SPD das Gesamtinteresse der Arbeiterschaft über das nationale Engagement gestellt und damit trug sie ungewollt dazu bei, den Übergang der in Flensburg zugezogenen dänischsprachigen Arbeiter ins deutsche Lager seit den achtziger Jahren zu beschleunigen, denn die SPD war ja auf deutsche Verhältnisse ausgerichtet. Mit Besorgnis stellte H. P. Hanssen dann fest, daß auch in Nordschleswig die Zahl der SPD-Stimmen stieg. Er verkündete daher: da die politischen Forderungen von SPD und Wählerverband weitgehend übereinstimmten, sei die SPD im Grunde überflüssig und die nordschleswigschen Arbeiter sollten wie bisher sich an die Dänen halten. Adler schrieb in seiner Parteizeitung jedoch dagegen, aus den gleichen Überlegungen heraus sei es vielmehr umgekehrt deren Interesse, für die SPD zu stimmen. Um die Arbeiterwählerschaft auf der dänischen Seite zu halten, wurde deshalb 1911/12 „Dansk Arbejderforening“ gegründet und vorher bereits ein Arbeitersekretariat beim Wählerverein eingerichtet.

*

Blicken wir zurück: Wie die staatliche Zwangspolitik in den Jahren von 1851 bis 1864 dem Deutschtum in Südschleswig zum Siege verholfen hatte, so war nun gleiches zugunsten der Dänen in Nordschleswig geschehen, wenn auch in den Städten und im schiefen Viereck östlich Tonderns das Deutschtum entweder weiterhin dominierte oder aber doch sehr stark war.

Die machtpolitischen Gewichte wurden dann durch Verlauf und Ergebnis des Ersten Weltkrieges schlagartig verändert und die Schleswigfrage dabei nach dem deutschen Zusammenbruch nun auch in der europäischen Großpolitik mit einem Schlage wieder aktuell.

Fortsetzung im Grenzfriedensheft 1/1981

Der Alltag im Grenzland — aus dem Blickwinkel der Deutschen

Für die deutsch-dänischen „Flensburger Tage '80“, die in der Zeit vom 25. bis 30. November stattfanden, hatte man das Motto „Der Alltag im Grenzland“ gewählt, das auch das Thema der Vorträge zur Eröffnung und zum Abschluß der Tage war. Rektor Artur Thomsen, Flensburg, und Studielektor Dr. Valdemar Gregersen, Hadersleben, sprachen über den Alltag im Grenzland aus der Sicht der beiden nationalen Mehrheiten, während Siegfried Matlok, Verantwortl. Redakteur des „Nordschleswiger“, und Gerhard Wiencke, techn. Betriebsleiter von „Flensborg Avis“, die Haltung und Situation der beiden nationalen Minderheiten im Grenzlandalltag darlegten. Alle vier Vorträge waren in ihren Ausgangspunkten und Schlußfolgerungen verständlicherweise sehr unterschiedlich und wurden auch dementsprechend von den Zuhörern beurteilt. Pro und kontra waren die Meinungen besonders zu dem Vortrage von Artur Thomsen, den wir nachstehend in seinem Wortlaut bringen.

Die Red.

Im Alltag geht man seiner Arbeit nach, pflegt seine Hobbys, führt Gespräche mit Angehörigen, Freunden, Kollegen, besucht Veranstaltungen je nach persönlichem Interesse, lernt andere Menschen kennen und führt auch mit ihnen Gespräche. Man liest die Zeitung, vielleicht sogar mehrere, hört Regionalsendungen im Rundfunk und sieht das Nordschaumagazin im Fernsehen. Es gibt ganze Tage, für viele sicher auch Wochen, in denen einem die Grenzlage unserer Landschaft überhaupt nicht bewußt wird. Aber dann treffe ich plötzlich einen dänischen Schulleiterkollegen auf der Straße, und mit dem wollte ich schon lange gern einmal das Problem des Schülerwechsels zwischen dänischen und deutschen Schulen in Flensburg besprechen. Oder mir begegnet ein guter alter Bekannter aus der SSW-Fraktion im Rathaus, mit dem ich dann „einen kleinen Schnack kriege“; oder ich komme an Flensborghus vorbei und studiere die Auslagen von Dansk Boghandel. Ich höre Menschen in der Fußgängerzone der Stadt dänisch sprechen. Sie kommen von „drüben“ (in Anführungsstrichen) und machen hier Einkäufe, und sie finden manches Geschäft, das sie mit einem Schild „Her tales dansk“ einlädt. Mir fällt dabei ein, daß ich auch selbst schon manches Mal „drüben“ war, um etwas zu erwerben, was es nach Meinung vieler nirgends so gut wie in Dänemark gibt. Und wenn ich auf einem nur mäßig besetzten Schiff nach Kollund fahre, um alte Freunde zu besuchen, und die kurze Fahrzeit nutze, um ein munteres Tuborg-Øl zu trinken, dann fallen mir auch die dichtbesetzten „Butterkreuzer“ vergangener Tage ein, die viele Jahre lang das Bild des Grenzhandels prägten.

Zur Grenzerfahrung im Alltag gehören — hier stocke ich — auch die Auftritte des Königlichen Balletts aus Kopenhagen. Aber das ist wohl doch eher eine

Sonntagserfahrung, genau wie das gemeinsame Auftreten der beiden großen Orchester bei besonderen Anlässen. Wer wollte solche Ereignisse zum Alltag rechnen! In dieser Weise könnte ich jetzt eine ganze Weile fortfahren, kleine Szenen darzustellen und besondere Ereignisse zu nennen, die man nicht in der Lüneburger Heide oder im Teutoburger Wald, wohl auch nicht am Limfjord oder auf Bornholm erleben kann. Und da ich ja den Alltag im Grenzland aus dem Blickwinkel der Deutschen, die hier in der Mehrheit sind, betrachten soll, so wäre es unvollständig, wenn ich nur so liebenswürdige Aspekte wie bisher deutlich werden ließe. Man ärgert sich schon auch einmal; oder man ist verstimmt. Ich ärgere mich, wenn z. B. Flensburg-Avis aus der Ratsversammlung berichtet, als gäbe es dort nur eine SSW-Fraktion. Ich bin verstimmt, wenn ich Hunderte von deutschen Gästen nach Emmerlev-Kliff bringe und dann in der Informationsbaracke zu der automatisch ablaufenden Lichtbildreihe ein Tonband nur in dänischer Sprache zu hören ist, oder wenn jemand behauptet, wir Bewohner des Landesteils Schleswig seien eigentlich alle von Natur aus Dänen. Gerade dieses ist mir besonders ärgerlich, weil ich von Leuten, die ihr politisches Bewußtsein aus der großen demokratischen Tradition Dänemarks herleiten, mehr Respekt vor der 1920 erfolgten Selbstbestimmung unserer Bevölkerung erwarte. Die Menschen in diesem Lande wollen doch nun einmal auch heute in ihrer überwiegenden Mehrheit deutsch sein und zum deutschen Staat gehören. Da wäre es von unseren dänischen Nachbarn hier im Lande doch nicht nur nett, sondern auch realistisch und loyal, wenn sie das vorbehaltlos akzeptierten. Solche Dinge also, das gebe ich zu, ärgern mich manchmal; denn auch ich habe eine Zeit gebraucht, um die heutige Grenze mit Überzeugung anzuerkennen. Ich habe begriffen, daß die Grenzziehung zwar auch Gemeinden mit deutscher Mehrheit an Dänemark gebracht hat, im großen und ganzen aber eben doch einer im Laufe von Jahrhunderten entstandenen Kultur- und Sprachgrenze folgt und deshalb auf einer im Grunde sinnvollen Linie die Staatsgrenze zwischen Deutschen und Dänen festlegt. Das zu akzeptieren habe ich gelernt, und meine mehrheitlich deutschen Landsleute ebenfalls. Und nun erwarten wir von unseren dänischen Landsleuten auch, daß sie ihren nur noch im Rückgriff auf längst vergangene Zeiten zu begründenden Traum von der Eider als Südgrenze Dänemarks als Traum erkennen und die heutigen Gegebenheiten, die ja auch politisch vernünftig sind, innerlich anerkennen. Diese Grenze ist in ihrem heutigen Verlauf eine der Voraussetzungen für das friedliche Zusammenleben der beiden Völker in unserem Grenzland.

*

Ich bitte um Verständnis, wenn ich nicht ganz auf ein paar grundsätzliche Ausführungen verzichte; aber die Grundauffassungen prägen ja die Einstellungen und bestimmen von daher das subjektive Erleben des Alltags im Grenzland ganz

stark mit. Ich möchte mich jedoch meinem eigentlichen Auftrag, den Alltag im Grenzland aus dem Blickwinkel der deutschen Mehrheit zu beschreiben, wieder stärker zuwenden und das Verhältnis der Deutschen zur dänischen Minderheit (Bevölkerungsgruppe) und auch zum dänischen Nachbarstaat darzustellen versuchen.

Wie stehen wir denn — wir, die Deutschen von 1980 — zu Dänemark? Sicher haben wir gar keine einheitliche Einstellung. Wahrscheinlich sind die Jungen viel unbefangener, weil unbelasteter, als wir Älteren. Das ist auch gut. Etwas Besseres kann uns eigentlich gar nicht passieren. Wenn die junge Generation der Völker unbefangen aufeinander zugeht und einander nicht neue Wunden schlägt, werden wir mit der Hypothek der Vergangenheit hoffentlich bald einmal fertig. Aber wir, die nicht mehr jungen Deutschen, wie stehen wir denn zu Dänemark und zu den Dänen? Ich glaube, wir machen uns oft nicht klar genug, wie sehr das Selbstgefühl der Dänen durch den Einmarsch deutscher Truppen 1940 verletzt wurde, und wie sehr das bis heute nachwirkt. Wir setzen uns, fürchte ich, zu leicht darüber hinweg, indem wir etwa auf die geringe Zahl von Opfern hinweisen oder unseren Nachbarn vorrechnen, sie seien wirtschaftlich nicht schlecht dabei gefahren. Wir müssen uns bewußt machen, daß die Menschen in Dänemark in ohnmächtiger Wut der Besetzung ihres Landes durch den übermächtigen Nachbarn zugesehen haben. Es hilft nichts, daß wir sagen, Dänemark wäre sonst vielleicht Kriegsschauplatz geworden. Wehrlos der Macht eines anderen ausgeliefert zu sein, schafft schwerlich Sympathie. Aus der Empfindung der Ohnmacht entsteht vielmehr Wut und Haß; und das um so mehr, da die Deutschen auch vorher von den Dänen nicht gerade als ihre Freunde angesehen werden konnten. „1864 haben wir nie vergessen“, sagte mir kürzlich ein Däne. Schatten der Vergangenheit, Relikte einer Zeit, die vorüber ist; aber die Schatten sind eben noch nicht ganz weg. Wir selbst mögen es mit dem demokratischen Neubeginn in Deutschland ganz ernst meinen — die allermeisten tun das sicher —, aber damit werden die Narben der alten Wunden nicht unsichtbar. Sich dessen bewußt zu sein, wäre für manchen deutschen Touristen, der sich in Dänemark bewegt, als wolle er es mit der D-Mark noch einmal erobern, sicher nicht abträglich. Solche Empfindungen schwingen wohl auch mit, wenn deutsche Firmen sich in Dänemark einkaufen oder wenn ein deutscher Bauer drüben einen Hof erwirbt. Natürlich ist das sachlich nicht mehr begründet, und meine Bitte geht an die Dänen, vor allem an die in der Politik und noch mehr an die in den Medien Verantwortlichen, die alten Schatten überwinden zu helfen. Presse, Rundfunk und Fernsehen könnten da Gutes, Zukunftsträchtiges leisten. Aber mein Appell geht eben auch an meine deutschen Landsleute, sie möchten ein wenig einfühlsamer reagieren. Psychologische Fehler, Taktlosigkeiten, Rücksichtslosigkeiten tragen nämlich nur dazu bei, daß die Übel der Vergangenheit auch die Zukunft noch beschatten. Gute Nachbarschaft ist nun

einmal eine Aufgabe, die nie für immer gelöst ist; man muß vielmehr ständig dafür arbeiten, wobei allerdings für die Nachbarschaft noch nichts geleistet ist, wenn man Differenzen verschweigt und eine Freundschaft beschwört, die niemand empfindet. Auch Polemik hilft nichts, wohl aber Deutlichkeit, Klarheit und Wahrheit.

*

Nun ist es wohl nicht nur die Geschichte, die unsere Nachbarschaft mit Dänemark gelegentlich beschwert. Es ist auch die Situation in Europa von heute, wo die Bundesrepublik Deutschland mit ihrer Wirtschaftsmacht natürlich eine größere Rolle spielt als das spät hinzugekommene, kleine Dänemark. Vielleicht sind auch die gegenwärtigen wirtschaftlichen Sorgen Dänemarks von Bedeutung. Vielleicht verbindet sich das Unbehagen von heute sogar mit den Frustrationen von gestern. Die Summe aus dieser Addition heißt dann: Die Vorbehalte sind zur Zeit noch nicht ganz zu beseitigen. Sie leben schnell wieder auf, wenn das dänische Selbstbewußtsein angegriffen wird. Dabei wollen das die Deutschen gar nicht; manche tun das vielleicht aus Unachtsamkeit, manche auch aus Großspurigkeit. Beides ist schlimm genug. Aber tatsächlich — so schätze ich die meisten Deutschen ein — haben sie gar keine differenzierte Einstellung zu unserem Nachbarstaat, auch nicht im Grenzland, zur Grenze oder zur dänischen Minderheit hier. Die meisten erleben weder die Attraktivität noch die Problematik, die von dem Zusammenleben beider Völker in unserem Lande ausgehen. Sie nehmen die besondere Situation hier einfach nicht wahr. Dafür gibt es eine Reihe von Gründen: Viele haben in ihrem alltäglichen Umkreis gar keine Begegnungen mit Dänen. Viele sehen Dänemark nur als nahegelegenes Urlaubs- und Einkaufsland. Viele sind aus anderen Gegenden Deutschlands zugezogen und brauchen längere Zeit, um hier bodenständig zu werden. Und sehr viele haben nach 1945 ein ganz natürliches nationales Selbstbewußtsein noch nicht wieder entwickelt. Aus derselben Quelle speist sich ja nach meiner Meinung auch die starke Bereitschaft vieler Deutscher, ihre nationale Identität in „Europa“ zu investieren, vielleicht auch die Abneigung vieler Dänen, mit diesen Deutschen zusammen Europa zu bauen. Was ich sagen will, ist dies: Die meisten Deutschen hier sind nicht bzw. haben nichts gegen die Dänen, aber das entspringt nicht ihrer Toleranz oder ihrer Weisheit und ist nicht ihr Verdienst, sondern erklärt sich einfach mit ihrem fehlenden Engagement.

Eine kleinere Gruppe aber lebt hier sehr bewußt. Sie genießt einerseits das reiche Angebot aus dem Wettstreit beider Kulturen und bringt andererseits Dänemark und den Dänen Respekt, Anerkennung und das Angebot der Partnerschaft entgegen. Das darf ohne Mißtrauen angenommen werden, meine dänischen

Freunde! Und damit sind wir auch schon mittendrin in der Darstellung des Verhältnisses der deutschen Mehrheit zur dänischen Minderheit hier in Schleswig, also innerhalb der deutschen Staatsgrenzen.

Jeder von uns kennt die Lobpreisungen in den offiziellen Reden:

„Zwischen unseren Völkern gibt es keine ungelösten Probleme.“

„Schleswigs Minderheiten haben nur Problemchen.“

„Modellfall für andere Regionen.“

„Ikke alt er idyl, men grund til misundelse.“

(Nicht alles ist Idylle, aber es gibt Grund zum Neid)

„Anlaß, sich über die Entwicklung zu freuen.“

Ich finde, die deutschen und dänischen Politiker, die das gesagt haben, und die Journalisten, die das in die Überschriften genommen haben, beurteilen die Lage richtig. Das stimmt nicht nur in Sonntagsreden, sondern auch im Alltag. Es wird ja auch immer wieder einmal von namhaften Vertretern der dänischen Bevölkerungsgruppen anerkannt. Die dänische Minderheit hier wird nicht bekämpft; es gibt keine Gefährdung oder gar Bedrohung ihrer Existenz, auch keine Beschränkung ihrer Möglichkeiten, unangefochten, so, wie sie es wollen, hier zu leben. Natürlich gibt es unerfüllte Wünsche und Forderungen, darüber wird man reden können; aber es ist nicht, wie kürzlich in Århus gesagt worden ist, „ein kühles politisches Klima für Südschleswigs Dänen“ entstanden. Es stimmt auch nicht, daß die deutschen Grenzverbände, wie kurz vorher in Nyborg erklärt wurde, die „Konfrontation wünschen“. Das Gegenteil ist der Fall. Ich bitte hier wirklich einmal die Dänen in unserem Lande, nicht allzu spitzfindig Differenzen zu suchen. Konstruieren Sie bitte keine Gegnerschaft, wo gar keine ist! Das meine ich auch ganz persönlich. In der letzten Zeit habe ich mehrfach das Wort „Kampf“ in dänischen Publikationen gelesen, als müsse man hier kämpfen um seine dänische Existenz. Zusammenhalten mag in Zeiten der Bedrängung von außen ja leichter sein, als wenn einem niemand Böses will.

Aber Ihre und unsere gemeinsame Aufgabe ist es doch, in Frieden, in selbstverständlicher Partnerschaft miteinander auszukommen. Ich sehe die dänische Volksgruppe als Bindeglied zwischen Dänen und Deutschen; sie bringt dänische Kultur und dänische Lebensart in unser Land. Man kann ganz unbefangen daran teilhaben; man kann sich auch ganz dazu bekennen und in Deutschland als deutscher Staatsbürger ein Däne werden. Daran wird niemand gehindert; daran nimmt niemand Anstoß.

*

Und nun lese ich, das Bild der „Brücke“ reiche nicht aus, um die Aufgabe der Minderheiten darzustellen, sie sei vor allem auch „Front“; und ihr erstes Anliegen sei es, das Dänentum in Südschleswig zu verankern. Das ist, glaube ich, bei der Südschleswig-Woche in Århus gesagt worden. Verankern, das heißt ja, wenn es

um ein Schiff geht, es festmachen, sichern, damit der Sturm es nicht fortreibt. Ist denn das dänische Element in unserem Lande nicht längst gesichert? Wird es von Stürmen bedroht. Was bleibt denn, wenn man die Passiva addiert? Da sind einige finanzielle Wünsche offen, was die Unterstützung dänischer Schulen, Büchereien und die Jugendarbeit angeht. Da ist die — zugegeben — leidige Geschichte mit der veränderten Mandatszahl im Landtag. Ich habe das früher schon kritisiert; aber bei Licht betrachtet, ist das ja nicht xeinmal eine antidänische Aktion, sondern nur die Maßnahme einer regierenden Partei mit dem Ziel, die eigene Regierungsmehrheit ein wenig sicherer oder dauerhafter zu machen. Daß der dänische Mandatsträger da im Wege stand, ist, wenn Sie so wollen, ein politischer Zufall. Jedenfalls war es nicht der Zweck des Unternehmens, die dänische Vertretung zu schwächen. Natürlich ist das kein Trost; denn der Effekt ist derselbe. Aber man kann keine gegen das Dänentum im Lande gerichtete Aktivität der deutschen Mehrheit damit belegen; die gibt es gar nicht. Wir sollten — das ist entschieden meine Überzeugung — deutsch und dänisch in Südschleswig nicht gegeneinanderstellen, uns nicht abgrenzen, nicht Mauern errichten, wo Zäune genügen, über die man einander sehen kann. Da bleibt dann auch leicht einmal die Pforte offen, so daß man zueinander findet und sich kennen und verstehen lernt. Auf dem Deutschen Tag in Nordschleswig habe ich vor wenigen Wochen von einem Diskussionsteilnehmer gehört, die deutschen Einrichtungen drüben seien ein Angebot an alle. Man wolle mit ihnen nichts erobern, nichts erringen; man wolle nur offen sein für jeden, der teilnehmen will. Das ist, was ich mir vorstelle; und gute Ansätze sind ja auch bei uns da. Denken Sie nur an das dänische Kulturangebot — Theater, Bücherei —, über das wir doch alle glücklich sein können.

In der Frage der Offenheit und auch der Unvoreingenommenheit gegenüber den Deutschen bleiben aber, meine ich, einige Wünsche offen. Ich habe nicht den Eindruck, daß es notwendig ist, die Angehörigen der Minderheit in einer Art Getto-Bewußtsein zu halten (der Ausdruck ist ein wenig stark), so, als wäre es ein Wagnis, das Dänische hier zu öffnen mit dem Ziel stärkerer Kooperation. Davon steckt ja auch etwas in diesem Bild von der Verankerung des Dänentums in Südschleswig, das ich vorhin erwähnt habe. Vor diesem Hintergrund wird auch erst verständlich, daß kein Mitglied der dänischen Bevölkerungsgruppe z. B. so eine Publikation wie „Slesvigland“ öffentlich kritisiert. Ich weiß, daß viele sehr kritisch darüber denken; aber zu Wort melden sich nur die Verteidiger dieser Zeitschrift, obwohl sie nun wirklich kein Beitrag zum Frieden an der Grenze ist. Man kann sich über dieses Blatt auch lustig machen, wie es gelegentlich versucht worden ist; aber das will ich nicht. Ich meine nur: Die für „Slesvigland“ Verantwortlichen sind nicht die richtigen Freunde der Dänen im Lande. Sie helfen ihnen nicht, wenn sie Mehrheit und Minderheit gegeneinander aufbringen. Die

Zeichen der Zeit weisen in eine andere Richtung.

*

Die Vergangenheit, aus der beide Seiten an Argumenten herausholen können, was ihnen gefällt, sollte nicht mehr das deutsch-dänische Verhältnis bestimmen. Daß die Deutschen beim Vergessen ein wenig schneller und bereitwilliger sind, mag schon sein. Ich bestreite nicht, daß es dafür Gründe gibt. Zuletzt jedenfalls waren es die Deutschen, die den Dänen übel mitgespielt haben. Aber die Welt hat sich seit 1945 verändert. Wir hier an der Grenze müssen uns wie in allen Völkern und Staaten der freien Welt auf das besinnen, was uns verbindet, und das überwinden, was uns trennt. Und wenn Geschichte denn eine Rolle spielen soll, warum besinnen wir uns nicht auf die Jahrhunderte *vor* dem sogenannten nationalen Erwachen, als Dänen und Deutsche ohne Spitzen gegeneinander, ohne Konkurrenzdenken und ohne das Gefühl, sich gegen die anderen behaupten zu müssen, hier in der Landschaft lebten. Ist das nicht ein Modell für die Zukunft? Kann man nicht die Zeit des Nationalismus mit der Betonung der Unterschiede und Zwistigkeiten auch als Episode der Geschichte betrachten und ganz bewußt wieder anknüpfen an das, was vorher war? Können wir in der zukünftigen Welt, in der doch genug Probleme zu bewältigen sind, es uns eigentlich leisten, ständig wachzuhalten, was uns trennt? Und gibt es nicht auch wirklich viel mehr, was uns verbindet? Ich bin dieser Überzeugung. Angesichts der wirklichen Bedrohungen unserer Zeit — Ost-West-Konflikt, Wirtschaftskrisen usw. usw. — kann man doch vergessen, was wir gegeneinander vorzubringen hätten. Diese großen Konflikte aber können wir besser bestehen, wenn wir uns stärker auf unsere Gemeinsamkeiten besinnen und nicht nur widerwillig Zusammenarbeiten. Die Geschichte darf nicht zum Ballast für die Bewältigung der Zukunft werden. Aus der Geschichte lernen, kann doch nicht heißen, daß wir uns heute noch vorwerfen müssen, was unsere Vorfahren einander angetan haben. Aus der Geschichte lernen, muß doch das Gegenteil bedeuten. Es besser zu machen, ist die Devise, wenn die Beziehungen zwischen unseren Völkern zeitweise schlecht waren. Das ist nicht nur vernünftig, sondern auch hilfreich und notwendig.

Und darum frage ich: Was gibt der Alltag des Lebens hier an der Grenze her, um das Bewußtsein unserer Zusammengehörigkeit bei aller Verschiedenheit zu stärken:

1. Deutsche und Dänen haben sich viel längere Zeit vertragen als gestritten, als gestritten.
2. Die Zeit der Auseinandersetzungen ist — hoffentlich endgültig — vorbei.
3. Die Dänen betonen gern — das habe ich kürzlich in einem Leitartikel im „Flensburg Avis“ gelesen — ihren Freiheits- und Gemeinschaftssinn. Das sind Werte, die wir auch gern für uns gelten lassen wollen.
4. Wir bitten darum, in die deutsche Demokratie und in das demokratische

Bewußtsein der Deutschen Vertrauen zu investieren. Die Deutschen sind nicht ihrer Natur nach Nazis, auch wenn sie die Herrschaft Hitlers mit all ihren schlimmen Folgen, u. a. für die Dänen, zugelassen und sogar gestützt haben. Es sind auch unzählige Deutsche Opfer des Naziterrors geworden; und deren Überzeugungen, die in der deutschen Geschichte eine bessere Tradition als der Nationalsozialismus haben, gelten für die Wertmaßstäbe in der Bundesrepublik Deutschland. Wir möchten gerne daran gemessen werden, nicht an dem, was wir unter Hitler falsch und schlecht gemacht haben.

5. Wir sollten aufhören, uns beweisen zu wollen, daß Schleswig eigentlich deutsch oder eigentlich dänisch sei. Hier ist Platz für Deutsche und Dänen.
6. Eine Chance, die Zukunft zu bestehen, liegt in der Gemeinschaft der europäischen Völker. Die Deutschen sind vielleicht — warum, brauche ich hier nicht mehr zu begründen — ein wenig zu bereitwillig, Europäer zu werden; die Dänen sind es zu wenig. Sie sind zu mißtrauisch; sie scheinen zu fürchten, daß man in einem gemeinsamen Europa nicht mehr richtig dänisch sein kann, und das wollen sie natürlich vor allem sein.
7. Die dänischen Gegner einer Vereinigung Europas dürfen nicht der EG die Schuld an der dänischen Wirtschaftsmisere von heute geben. Das ist sachlich falsch und verhindert eine pro-europäische Bewußtseinsbildung in Dänemark und erschwert die Verständigung mit den Deutschen.
8. Die Gestaltung der Zukunft unseres Landes muß allmählich wichtiger werden als die Bewältigung der Vergangenheit. Wir verpassen sonst die Zukunft.
9. Wenn ich auch die Existenz eines besonderen Schleswigertums bestreite, so bin ich doch gern bereit, das alte Herzogtum Schleswig nicht nur als Begegnungsraum, sondern als gemeinsame Heimat von Dänen und Deutschen zu betrachten. Das bewegt offenbar auch den Verfasser eines schon vorhin erwähnten Leitartikels in „Flensborg Avis“:
„Det giver rigdom, men det skaber selvfølgelig også problemer. Men disse problemer er af en sådan art, af de let kan løses gennem en fri og åben debat og en lille smule tolerance.“
(„Das gibt Vielfalt (Reichtum), aber es schafft natürlich auch Probleme. Aber diese Probleme sind von einer Art, daß sie gelöst werden können durch eine freie und offene Debatte und mit ein wenig Toleranz.“)

Im Spiegel der Erinnerung und Betrachtung

Literarische Lebensbilder aus Schleswig-Holstein und Nordschleswig 1800-1980

Aus der unübersehbaren Zahl der Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt hebt sich eine Gruppe von Büchern ab, die zwar klein an Zahl, aber von großer literarischer Bedeutung ist. Es sind Werke, die auf der Grenze zwischen Dichtung und Belletristik einerseits und der Sachliteratur, insbesondere der Personalgeschichte, andererseits angesiedelt sind, nämlich literarische Erinnerungen (Memoiren) und Betrachtungen (Autobiographien). Während die Verfasser von Memoiren über selbst erlebte Tatsachen buntfarbig referieren, dabei auch ihr eigenes Verhalten rechtfertigen, erzählt der Autobiograph sein Leben bekenntnishaft, die innere Wahrheit suchend, und sein Leben zugleich in die Wechselwirkung zwischen sich selbst und den Zeitgeist stellend. Auch ihm geht es um die Rechtfertigung seines Tuns, aber dezidiert um die Sinnggebung seines eigenen Daseins in der Zeit. Besonders von einer Autobiographie erwartet der Leser daher, daß ihr Stoff historisch ergiebig und die Form von literarischer Qualität ist. Ein Musterbeispiel bedeutender Memoirenliteratur ist zweifelsohne Zuckmayers „Als wär's ein Stück von mir“; Thomas Mann lieferte mit seinen drei bisher erschienenen Tagebüchern einen glanzvollen Beitrag zur autobiographischen Literatur unserer Zeit.

Daß die Erinnerungsliteratur sich so sehr vermehrt hat, liegt sicher an dem gestiegenen Informationsbedürfnis über die Hintergründe des Zeitgeschehens. Die Gründe könnten aber auch in der Versachlichung des Lebens zu suchen sein. Matthias Claudius konnte mit einem Lied „Der Mond ist aufgegangen“ unsterblich werden; Storm, Liliencron, ja sogar Hebbel bildeten die Landschaft ihrer Heimat in Versen und fanden ein Gehör, das sich in unserem Jahrhundert Wilhelm Lehmann und Friedrich Ernst Peters bei gleicher literarisch-virtuoser Kunst schwerer verschaffen mußten. Der Zeitgeist, d. h. die Säkularisierung, Versachlichung, Verflachung wehen der Lyrik ins Gesicht.

Wenn wir einmal von der Lyrik der beiden eben genannten Autoren absehen, dann ist der eigentliche literarische Beitrag des heutigen Schleswig-Holstein zur deutschen Literatur auf dem Gebiete der Erinnerungen und Autobiographien zu suchen, und da freilich eroberten sie sich einen rühmlichen Platz mit Autoren wie Emil Nolde, Wilhelm Lehmann, Friedrich Ernst Peters, Theodor Steltzer — und 1980 mit Hans Holtorf.

Diese Tatsache gab einem Kreis, der sich um die Zentralstellen der deutschen Buchereien in Flensburg und Apenrade schart, die Idee, durch eine Auswahl von

Erinnerungsbüchern Ereignisse und Persönlichkeiten etwa der letzten 150 Jahre in ihrer Bedeutung vorzustellen, um an der Erinnerungsliteratur das Bedeutsame des Geschehens unserer Heimatgeschichte seit etwa 1848 abzulesen.

Eine kurze Bemerkung zur Methode. Die Bearbeiter konnten auf den relativ reichen Buchbestand der Apenrader und Flensburger Büchereien zurückgreifen. Ferner halfen ihnen in entscheidender Weise das schleswig-holsteinische Biographische Lexikon, wenngleich es noch nicht vollständig ist. Manches vielleicht wertvolle im Familienbesitz befindliche Material war nicht zu erreichen. Allzu strenge literarisch-ästhetische Wertmaßstäbe wurden nicht angelegt.

Aus literarischen wie arbeitstechnischen Erwägungen mußte das Team von einer Berücksichtigung der entsprechenden dänischen Literatur absehen. Es sollte uns jedoch sehr erfreuen, wenn unsere dänischen Kollegen der Öffentlichkeit einen ähnlichen Katalog bescherten.

In der ersten der drei Buchgruppen der Ausstellung überwiegen die Erlebnisberichte aus den schleswig-holsteinischen Kriegen und die Memoiren der Politiker oder Generale. Es gibt aber auch Erinnerungen des einfachen Soldaten und ernsthafte Überprüfungen des eigenen Verhaltens in aufgeregter Zeit. Natürlich fehlt es nicht an hurrpatriotischen Tönen im Stile des Nationalliberalismus jener Jahre. Die Dichter von damals aber haben sich, mit Ausnahme von Storm mit seinen Gedichten, nur sehr verhalten zu Wort gemeldet; so Hebbel und Groth. Selbst Hebbels Tagebücher, wie zur Zeit des Erscheinens noch heute ein Monumentalwerk, geben wenig Aufschlüsse über seine Gedanken als schleswig-holsteinischer Zeitgenosse. Überwiegend ist die Literatur dieser Jahre als vordergründig zu bezeichnen, hauptsächlich als eine Literatur der handelnden, weniger der reflektierenden Menschen.

Das mit Abstand wichtigste Zeugnis der Zeit von etwa 1825—1875 stellen die „Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners“ von Georg Christian Burchardi dar. Von gleichem Rang sind die Erinnerungen des Agrarhistorikers Georg Hanssen, dessen Vorfahren aus dem Sundewitt stammen. Burchardi wurzelte als bedeutender Gelehrter und Jurist im Gesamtstaat (geb. 1795 in Ketting auf Alsen); er bekleidete sowohl in Preußen als auch in Dänemark hohe Ämter. Als Professor der Universität Bonn verteidigte er Ernst Moritz Arndt in dessen politischem Prozeß, 1822 wurde er Professor in Kiel, er war Mitglied der Holsteinischen Ständeversammlung und war, von König Friedrich VII. berufen, 1854—1863 Mitglied des Reichsrates der dänischen Monarchie. Er hat sich loyal im Sinne der ihm übertragenen Aufgaben und Ämter verhalten. Er hatte den Mut, öffentlich sowohl die dänischen nationalpolitischen Strömungen jener Zeit als auch Uwe Jens Lornsens Gedanken zu kritisieren. An seiner Haltung als deutscher Schleswig-Holsteiner ließ er aber keinen Zweifel aufkommen. Nach Herkunft und Bildungsgang gehört er zum deutschen Element in der damaligen Monarchie und

schloß sich erst zögernd, dann aber entschieden den neuen Verhältnissen auf. Wenn wir Burchardis konservative Haltung richtig verstehen, dann finden wir in ihr nationale Elemente, die uns in unserer völlig anders konstruierten Welt auch heute Denkanstöße vermitteln können, und wir folgen dem Urteil eines zeitgenössischen Historikers, wenn er feststellt, daß der Gesamtstaat durchaus auch heute die politische Phantasie anzuregen vermag.

Das prägnanteste Wort zum Zeitgeist von 1848 sprach Georg Hanssen aus. Er war von 1834—1837 in der Kopenhagener Zentralverwaltung in der deutschen Abteilung der Generalzollkammer tätig und ging 1842 wegen fachlich-politischer Differenzen mit der Kopenhagener Regierung nach Leipzig. In der Erinnerung an Kopenhagen schreibt er später, daß man dort sich damals als Schleswig-Holsteiner in dem Sinne deutsch fühlte, wie etwa gleichzeitig die jungen Polen sich in Petersburg polnisch fühlten — ein ungemein typischer Ausdruck für die zornigen jungen Männer von damals.

Heute, wo der einzelne Nationalstaat nicht mehr allein und ausschließlich für sich selbst Politik machen kann — dies war eine Idealvorstellung des 19. Jahrhunderts — erkennen wir besser, daß das nationalstaatliche Prinzip von einst nicht allein für die Lösung des Zusammenlebens auf unserem Erdball geeignet ist. Dies aber war 1848, 1864 und 1920 der Glaube auch an unserer Grenze. Das Jahr 1920 brachte Dänemark den erwünschten Nationalstaat. Es brachte für Dänemark jedoch auch eine Gruppe deutscher Bürger mit ihren besonderen Problemen. Diese bestanden in dem Wunsch, das eigene kulturelle deutsche Leben als Erbe der Geschichte im dänischen Staat mit den Pflichten und den Rechten der Bürger dieses Staates führen zu können.

Der Zeitraum von 1864 bis 1920 stellte die preußische Verwaltung in der neuen Provinz vor Aufgaben, die, geschichtlich gesehen, nicht gemeistert wurden, wenn es auch ungerecht wäre, mancher faktischen Leistung die Anerkennung zu versagen. Der Nationalismus als solcher bestimmte die Epoche in ganz Europa. Die Nation wird zur letzten Instanz des geschichtlichen Handelns erhoben, und die Identität von Volk und Staat wurde erstrebt. Es hat sich seitdem gezeigt, daß eine Lösung der politischen Lebens- und Raumfragen der Nationen durch eindeutig gezogene Staatsgrenzen sich nicht finden läßt. Und es hat sich auch gezeigt, daß dem Nationalismus als kreativer Bewegung sowohl positive als negative Elemente innewohnen. Die positiven: Abschaffung veralteter Ordnungen, Erhaltung überlieferter zeitloser geistiger nationaler Werte, Freiheit der Rede und der Schrift, Verwirklichung demokratischer rechtsstaatlicher Ordnung. Die negativen: das Gefühl des Erwähltseins des eigenen Volkes, das Gefühl zur nationalen Missionierung berufen zu sein und in der praktischen Politik die Komprimierung der Egoismen aller einzelnen zu einem oft aggressiven Total egoismus im Leben der Völker untereinander und damit in eine politische Primitivität weit hinter die

Ideen der Aufklärung zurückfallend.

Im deutschen Kaiserreich schien seit 1870, von heute aus gesehen, die gute alte Zeit angebrochen zu sein. Daß sie in bezug auf die soziale Problematik der werdenden Industriegesellschaft so gut nicht war, wissen wir heute. Daß sie sich außerdem politisch oft dem Rausch großer Worte hingab und damit ihre berechenbare Stabilität in Frage stellte, wissen wir auch. Alles dies erzeugte im geistigen Leben und in Sonderheit in der Kunst, die als Seismograph im Leben der Nation wirkt, Unruhe, z. B. des Expressionismus.

Solche Strömungen können wir auch in unserer fernab den geistigen Zentren gelegenen Region feststellen. Die Erinnerungen des Arbeiterkindes Emmy Ball-Hennings aus der Apenrader Straße in Flensburg, die die Aufmerksamkeit und das Lob Hermann Hesses fanden, sind dafür ebensowohl ein Zeugnis wie die Erinnerungen Ernst Barlachs. Man war auf der Suche nach dem guten Menschen und einer besseren Gesellschaft. Daneben vermitteln uns jedoch die Aufzeichnungen des Rektors Siemonsen aus Tondern die zwar sehr gemütliche, aber menschlich wie politisch und sozial doch auch recht enge Atmosphäre der schönen kleinen Stadt an der Wiedau. Hier ist alles sonntäglich gefärbter Naturalismus, während der in der Nachbarstadt Niebüll geborne Momme Nissen im Gefolge des Rembrandtdeutschen einerseits zum Katholizismus übertrat und andererseits in merkwürdiger Weise einem Nationalbewußtsein huldigte, das stark von der Enge der Alledutschen jener Jahre geprägt war. Und erstmalig meldet sich in den schlichten Erinnerungen des Maurers Ewald aus Apenrade die im Grenzland politisch noch junge Sozialdemokratie zu Wort.

Die beiden entscheidenden literarischen Aussagen der Zeit von 1867 bis 1920 sind die Erinnerungen des Philosophen Paulsen, des Bischofs Kaftan und des Politikers Johannes Schmidt-Wodder. In ihrem Gefolge muß aber mit Fug und Recht auch das Erinnerungsbuch von Gottfried Horstmann genannt werden. Friedrich Paulsen beschreibt sein Elternhaus und die heimatliche Landschaft im Stil des poetischen Realismus — was übrigens Emil Nolde später auch tat, so daß wir in beider Werken eine lesebuchreife Darstellung westschleswigscher Landschaft und Landwirtschaft besitzen. Paulsen war Professor der Philosophie an der Universität Berlin. Als Pädagoge gilt er als der Schöpfer des preußischen Realgymnasiums, das der stille Schleswiger gegen den preußischen König durchsetzte. Seine von ihm selbst verfaßte Grabschrift ist ein Zeugnis dessen, was Paulsen war und auch heute noch bedeuten kann:

„Der Wahrheit und der gesunden Vernunft Freund,
Feind der Lüge und dem Schein,
ein Anhänger der guten Sache, auch der nicht siegreichen,
der Ehre der Welt nicht allzu begierig,

nicht im Gefolge des Willens zur Macht,
der Heimat treu,
den Eltern und den Lehrern seiner Jugend dankbar zugetan,
lebte er in einer Zeit, die von allem das Gegenteil hielt,
und verließ darum nicht unwillig diese Welt,
in der Hoffnung einer besseren.“

Wie sich die Bilder gleichen! So ist man versucht zu sagen, wenn man das große Spiel der Welt betrachtet.

Johannes Schmidt-Wodder legte vor allem in seinen Frühschriften um 1910 und dann in seinem Buch „Von Wodder nach Kopenhagen, von Deutschland nach Europa. Mein politischer Werdegang“ Rechenschaft über sein Handeln ab. Er wird in der Heimatgeschichte als derjenige stehenbleiben, der neue Gedanken in die auslaufende Zeit des erstarrten Staatsnationalismus um 1900 hineinbrachte. Er mußte nicht nur um seine Glaubwürdigkeit auf der dänischen Seite kämpfen, er mußte sich auch mit Gegnern im eigenen deutschen Lager auseinandersetzen, die in ihrer stockreaktionären Gesinnung drauf und dran waren, diesen deutschesten aller deutschen Nordschleswiger als danophil zu bezeichnen.

Kaftan und Schmidt standen beide in konservativ-liberaler Gesinnung auf dem Boden des Deutschen Reiches, wie es 1870 geschaffen wurde. Das veranlaßte sie aber nicht, die politischen Fehler, die dieser Staat machte, mit dem Mantel der Ergebenheit zuzudecken. In dieser Situation liegt ihre Würde und auch ein Stück persönlicher politischer Tragik begründet. Sie mußten handeln, als eine Zeitströmung die andere abzulösen begann. Es gibt dazu ein Wort Thomas Manns, das man hier mit Fug und Recht anführen kann. Thomas Mann spricht im Jahre 1932 in einer Betrachtung über Goethe über das Ringen mit dem weiteren Ich — der Nation — über die Solidarität mit der Umwelt und dem Volk, die sich auch in kritischer Strenge und Kälte äußern kann, wie wir sie, so Thomas Mann, aus Urteilen großer Deutscher, auch Goethes, kennen.

Die Quintessenz dieses Zitats durchzieht auch Kaftans Buch „Erlebnisse und Beobachtungen“. Man kann sich vorstellen, daß gerade er sich nicht nur als Theologe, sondern auch als Politiker nach dem Sinn der Geschichte gefragt hat, wenn er als Chef des Schul- und Kirchenwesens klug und maßvoll deutsche Politik machte und sich plötzlich von der eigenen Staatsführung desavouiert sah.

Der Sinn der Geschichte? Ja, wenn man ihn kennt! Wieviel innere Beklemmung und äußere Bedrängnis gab es auch in unserem Raume seit 150 Jahren. Da sind die dänischen Pastoren, die als exponierte Staatsdiener 1848 in Bedrängnis kamen, da sind die deutschen Geistlichen, die, wie Kaftans Vater, nach 1852 das Land verlassen, und da sind die vielen Lehrer, die im Auf und Ab der Geschichte von ihrer Schule fortgehen mußten. In der jüngsten Geschichte gab es aus einem pervertierten Nationalgefühl Mißtrauen und Schlimmeres unter Nachbarn auf

beiden Seiten. Zugleich aber gab es auch einzelne, die menschlich blieben und einander halfen.

Der Sinn der Geschichte, so verstehen wir ein Wort von Hermann Hesse aus dem „Glasperlenspiel“, ist nicht lehrbar, aber wir haben dennoch Ehrfurcht vor ihm zu haben. Der Schlüssel zu jener Tür, hinter der sich sein Geheimnis verbirgt, wir haben ihn nicht. Jedoch in den Augenblicken, in dem der Zeiger unseres Lebens ohne Streß ganz ruhig in der Waage steht, in solchen Augenblicken, um die wir als Geschenk uns bemühen und sie nutzen müssen, können wir hoffen, daß uns die Gnade der Antwort auf die Frage: was ist meine persönliche und meine nationale Aufgabe in der Zeit, was habe ich bisher versäumt und was muß ich noch tun? zuteil wird. Ich bin wie jeder ein Instrument, auf dem der große Meister spielt. Was aber, wenn er das Instrument nicht in Ordnung vorfindet?

Einer der großartigsten und zugleich liebenswertesten aller preußischen Dichter, Theodor Fontane, schrieb einmal die Zeilen

„Eine kleine Stellung, ein kleiner Orden,
Fast wär' ich auch mal Hofrat geworden
Mit siebzig 'ne Jubiläumsfeier
Artikel im Brockhaus und im Meyer
Es drehte sich immer um Lirum Larum Löffelstiel
Alles in allem — es war nicht viel.“

Er schrieb aber auch ein anderes Gedicht, in dem als das Beste in der Welt festes Gesetz und fester Befehl bezeichnet werden.

Idylle und Weite des Lebensgefühls gehen hier in einer höheren Einheit auf. Solche Gedanken prägen die drei bedeutendsten Autobiographien aus unseren Tagen, nämlich die Erinnerungen Emil Noldes, Friedrich Ernst Peters' und Theodor Steltzers. Auch für sie ist die Heimat ein Thema mit einem sehr hohen Stellenwert. Jedoch rangiert es mit dem Thema der Sinnfrage auf der gleichen Stufe. Die säkularisierte Phase unserer Heimatliteratur ist zu Ende. Eine neue mit transzendenter Prägung beginnt. Hier geht es weniger um Berichte über das Leben, sondern um seine Deutung aus unserem Zeitgefühl heraus. Es geht um Gott, es geht um einen neuen Staat, es geht um das Schöne. Mit ihren literarischen Selbstbildnissen haben sich diese drei Schleswig-Holsteiner in die europäische Literaturgattung der Autobiographie rühmlich eingereiht.

Emil Nolde widmet seiner Heimat Schleswig-Holstein im zweiten Bande seiner Erinnerungen eine kurze, aber tiefe Überlegung. Alle vier Bände sind mit fast religiöser Inbrunst von seiner Aufgabe als Maler erfüllt. Der Sinn der Welt und das Geheimnis Gottes offenbarten sich ihm in seiner Farbe. Er malte die Wolken als absolute Wesen, die hinter dem wahrgenommenen Schein leben.

Mit gleicher Inbrunst schrieb Friedrich Ernst Peters über seine Berufung zum Dienst an der Muttersprache, die für ihn ein Beweis des Daseins Gottes war.

Peters schildert sein inneres Werden inmitten der Realistik dörflichen Lebens, dem er zugehörte und das er dennoch von außen sah, so daß das Buch gleichzeitig eine Sozialgeschichte des schleswig-holsteinischen Dorfes um 1910 darstellt. Die wahre Dichtung — so schreibt Peters — und hier denken wir an Nolde — steht unter einem unverbrüchlichen Sollen. Wörtlich: „Sie soll dem Menschen helfen, daß er Leben wie Tod recht bestehe. Fürchte also keiner, in die pflichtlose Vereinzelung zu geraten, wenn er dem Sang des einsamen Dichters lauscht.“ Unüberhörbar ist hier die Stimme der inneren Emigration in dunkler, schwerer Zeit zu vernehmen.

Und schließlich Steltzer. Er schrieb seinen Lebensbericht als Offizier, Beamter und Politiker in einer dramatisch zugespitzten, knappen Sprache. Wir hören von dem Studenten und seinem Gespür dafür, daß trotz des Glanzes vor 1914 nicht alles zum Besten stand. Der Leser begleitet ihn als Landrat in Rendsburg (1919—1933) buchstäblich 1945 bis an die Stufe zum Schafott. Seiner Hinrichtung, die wegen seiner Beteiligung am Widerstand gegen das Regime beschlossen war, entging er wie durch ein Wunder. 1946 wurde Steltzer der erste Ministerpräsident Schleswig-Holsteins. In der Grenzpolitik setzte er seine als Landrat begonnene konstruktive modern-nationale Linie fort. Der Titel seines Buches „Sechzig Jahre Zeitgenosse“ ist ebenso kurz und klar wie umfassend. Er gibt in diesem Buch eine Definition dessen, was ein Zeitgenosse ist, deren Klarheit und Tiefe sie in die Nähe des berühmtesten Wortes von Kant über das moralische Gesetz in uns rückt. Man kann sie auf Seite 256 lesen. Steltzer läßt sein Buch in das Bekenntnis ausmünden, daß sein Leben vielleicht ein Beispiel dafür sein könne, „wie man sich auch ohne amtlichen Auftrag Aufgaben stellen kann, durch die man dem Ganzen dient.“

Ich bin am Ende meines Versuchs, Ihr Interesse für die an Zahl kleine Ausstellung, an Inhalt aber um so reichere Literatur zu erwecken. In manchen vergilbten Bänden werden Sie viel Schönes über unsere schöne Heimat lesen, und ganz sicherlich werden Sie an mancher farbigen Darstellung der Landschaft und ihrer Menschen eine große Freude haben. Sie werden von tapfer erkämpften Standpunkten lesen, die sich die einzelnen Schreibenden im Hinblick auf ihre Stellung in unserer nordschleswigschen und schleswig-holsteinischen Heimat und in der Welt erworben haben. Das Team, das sich zu den vielfältigen Aufgaben dieser Ausstellung zusammenfand, hält sich für berechtigt, alle Verantwortlichen in Verlagen und Bibliotheken daran zu erinnern, daß Neudrucke angesichts der entwickelten Technik heute eine kulturpolitische Aufgabe darstellen. Es geht nicht an, daß man den Kaftan oder sogar den Steltzer und andere wichtige Bücher zur Zeit im Buchhandel nicht erwerben kann.

Ich fasse unsere Eindrücke in Stichworten zusammen: Wir lasen Lebensberichte,

deren Autoren ihr Leben durch die Brille ihres Temperaments gesehen haben. Kleines, sehr Kleines — Großes, sehr Großes wurde manchmal zu einem unentwirrbaren Knäuel. Neben äußerst subjektiven Themen der Künstler standen die klaren, objektiven Sätze Steltzers. In fast allen Fällen klang das an, was man hierzulande das deutsch-dänische Lebensthema nennen könnte. Melodie und Rhythmus dieses Themas wurden von dem bestimmt, was man den Zeitgeist zu nennen pflegt, sie wechselten also mehrmals in der Periode unserer Betrachtung, was dem Alltagsmenschen, d. h. dem Zeitgenossen, jeweils Not und Kummer brachte.

Das Ergebnis: Wir lasen Autoren, die etwas von der Angst, die sie auf ihrem Lebensweg erfüllt hatte, auf uns übertrugen, von der Angst um ihre Gesundheit und um ihre materiellen Bedürfnisse. Wir lernten Autoren kennen, die im Spiel des Lebens ihre Rolle zu spielen bereit waren, wenngleich der Zweifel sie nie verließ, was eigentlich ihre Rolle sei. Und wir lernten solche Autoren kennen, die zwei Grunderfahrungen des Lebens gemacht hatten, nämlich, daß ein Leben in Gesundheit, Arbeit und Erfolg eine Gnade ist und daß das Tun mehr ist als der Zweifel.

Und noch eines machten manche der Autoren offenbar: 1848 und 1864 wurde den Menschen die Tapferkeit des Soldaten abverlangt — 1980 geht es bei dem deutsch-dänischen Thema um Herz, Geist und Wille. Was wäre ein Nationalgefühl wert, wenn es uns dieses nicht gelehrt hätte?

*

Wir befinden uns hier in der Zentrale der deutschen Büchereien in Nordschleswig, und daher gestatten Sie mir noch eine letzte Bemerkung. Diese Zentrale hilft mit ihren Bücherschätzen Antworten auf viele Fragen des praktischen, des persönlichen und des geschichtlichen Lebens zu geben. Diese Ausstellung ist ein Glied in der Kette der Antworten. Sie gibt unter anderem Auskunft darüber, was es bedeutet, zur deutschen Gruppe in Nordschleswig zu gehören. Es bedeutet eine Inspiration im Leben des einzelnen, denn hierzulande deutsch zu sein, ist ein Denkanstoß für ein Leben in der Tradition und der Bereitschaft, einen Schritt nach vorn zu tun. Nicht zuletzt bedeutet es den Schritt des einzelnen in eine frohe Lebensgemeinschaft. Wenn wir es richtig sehen, fiel unserer Generation die Aufgabe einer Erneuerung und Vertiefung des Nationalbewußtseins zu. Hierbei können nationale Minderheiten Schrittmacher sein, denn sie sind Leuchtfeuer der Geschichte gewesen, geworden und geblieben.

In unserer Zeit fühlten wir uns nicht gedrängt, in den Ruf früherer Generationen „O Jahrhundert, es ist eine Lust zu leben“ auszubrechen, weil es unsere Erfahrung ist, daß das geschichtlich-menschliche Sein unvollendet war, ist und bleiben wird und auch nicht durch perfektionierte gesellschaftspolitische Maßnahmen zu lösen ist. Aber es ist beglückend, durch unsere Autoren die Erkenntnis erworben zu

haben, daß bewußtes, moralisches, geistiges und damit auch politisches Handeln im Bewußtsein von der Abhängigkeit von der Geschichte geschieht und andererseits auf die Gegenwart und damit auf die künftige Geschichte einzuwirken vermag. Geschichte ist letzten Endes Heimkehr des Menschen zur Idee und damit zu Gott.

Nord' und südliches Gelände

Die Landschaften des Malers Hans Busch-Alsen

Gelegentlich eines privaten Gespräches mit Hans Busch-Alsen stellte sich die Frage, was einen Zeitgenossen dazu motivieren könne, Bilder zu malen, und ob es heute noch absolute Wertmaßstäbe für solche Gemälde und Graphiken gäbe. Die Antwort auf beide Fragen erteilt die dem Pluralismus der Gesellschaft angeglichene Fülle, und es dürfte weder für Geschmack noch für Thematik, weder für Kauf- noch Kunstpreise (zur Ehrung von Künstlern ohne oder mit Hut), weder für „Schulen“ und Doktrinen noch für die Formen einer „freien“ schöpferischen Betätigung, weder für „hohe“ Kunst oder Kitsch, weder für verständnisvolles Rezensieren noch für strenges oder „kaltes“ Kritisieren verpflichtende Normen geben. Mit solcher vielleicht resignierenden Deutung will der Verfasser keinesfalls der Richtungslosigkeit oder der Willkür das Wort reden. Aber es ist ihm eine Genugtuung, selbst aus der Perspektive unserer Stadt Flensburg die Vielfalt (wie wir sie zum Beispiel in den Arbeiten der Maler von Hansing über Hensel bis zu Michelsen und anderen vor Augen und Urteil haben) als geistigen Reichtum zu empfinden. Zu denen, die das wissen und sich dementsprechend verhalten, gehört

auch Hans Busch-Alsen. Den Kontakt zu seiner Umwelt hat er dabei nicht eingebüßt, wie er sich als nachdenklicher Mitmensch auch nicht den Kopf damit zerbricht. Auf alle Fälle bleibt er überzeugt, ein Künstler müsse er selber bleiben dürfen!

Im achtzigsten Lebensjahr hat sich dieser Flensburger Maler seine Kommunikationsfähigkeit und den hellen Blick für das Freundliche und das Fröhliche bewahrt, so daß man sich schwer vorstellen kann, ihn hätten jemals Regungen von Ehrgeiz oder ideologische Doktrinen zu seiner Kunst angeregt. Auch in die Ferne hat ihn weniger eine romantische Sehnsucht als eben die Neugierde dieses Blickes getrieben, und so reichen die Motive und die Themen seines Schaffens von der Heimat über Kopenhagen und Paris in die „südlichen Gelände“ Frankreichs und Spaniens, nach Nordafrika und an das Mittelländische Meer — und immer wieder zurück an die Nordsee und die Küsten der Ostsee.

Daß der Sohn eines deutschen Vaters und einer dänischen Mutter nicht nur in zwei Sprachen aufwuchs, sondern sich in weiteren zwei skandinavischen und auf Englisch und Französisch zu verständigen lernte, ergab sich fast selbstverständlich bei seiner

Kommunikationsfreudigkeit.

*

Mehr als dreißig Lebensjahre trennen Meister Busch heute von seinem Wiederanfang in Flensburg nach dem Krieg. 1948 veranstaltete Dr. Fuglsang nicht als gönnerhafter Museumsdirektor, sondern als verständnisvoller Förderer eine Ausstellung für Busch-Alsen im Städtischen Museum und schrieb in einem gedruckten und bebilderten Willkommens gruß: „Die Sehnsucht nach den vertrauten Gewässern, nach dem großen Himmel der Heimat, nach den Lauten der Jugend bewog den lange und weit Umhergetriebenen im vergangenen Jahre nach Flensburg, da die geliebte Insel ihm versperrt ist, zurückzukehren, um da zu leben, wo er hingehört.“

Dr. Fuglsang weiß auch von dem Heimkehrer zu berichten: „1942 zog ihn der Krieg noch einmal in seinen furchtbaren Bann: Drei Jahre verbrachte er als Soldat in vorderster Linie — nun als gereifter Mann das Kriegsunglück mit ungleich tieferer Empfindung als in der Jugend mehr erleidend als erlebend ...“ Von den mehr als hundert Bildern der damaligen Ausstellung sind dem Heftchen vier Abdrucke beigegeben. Es sind die Zeichnung „Notre Dame von Paris“, zwei Familienbilder und eine Federzeichnung mit einem Aktmaler, humorvoll „Geburt der Venus“ betitelt.

Solche Ironie neben viel Ernst dienen der Erfüllung dieser aufgeschlossenen

Künstlermentalität, die frei genug ist, sogar „Kitsch“ für Geschmackssache zu halten. Ein Stück Heidellandschaft, das so gemalt ist, wie es aussieht, kann von einem Heidler so wenig als Kitsch bezeichnet werden wie eine Klippe in der Brandung vor Helligdommen von einem Bornholmer. Die These „Was man so malt, wie es geschaffen“ erinnert an Goethes Divan-Verse (aus denen der Titel dieser Arbeit stammt):

„Gottes ist der Orient.

Gottes ist der Okzident.

Nord und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner
Hände.“

Hier spricht die Unbefangenheit, ja die Unbekümmertheit des Neidlosen, die Teilnahme des Mitmenschen, die Überlegenheit einer Naturbegabung. Angesichts eines Kindes, das weinte, weil es „Angst habe“, bekannte sich Busch zu der Vorstellung, daß im Grunde genommen alle Welt Angst habe, immer noch Angst. Er aber, er male.

Diese Episode mit des Malers doppel- und hintersinniger Bemerkung bekundete Heinrich Guthmann in einer Würdigung für den sechzigjährigen Künstler, die er unter der Überschrift „Busch-Alsen malt wieder die Freude“ im Flensburger Tageblatt brachte. Damals trug der Künstler bereits wieder einen bekannten und schon recht geachteten Namen; das monumentale Flensburger Hafenbild, das etwa fünf Jahre vorher als eindrucksvoller Blickfang in der

Eingangshalle der Stadtparkasse auf gehängt worden war, mag einiges dazu getan haben.

Spaß und Stolz war es wieder für Busch, als Vagant angesehen zu werden, und was sein heller Blick „nach so viel Düsternis“ nun in Skandinavien oder am Mittelmeer erfaßte, das brachte er mit in sein Atelier und in seine Landschaften. Das eine ist der Ernst des Nordens, das andere wird als das Licht des Südens sichtbar. Und wo die steile Pinie und der ruhige Horizont die Mittelmeerlandschaft rahmen, da steht über der winzigen Hallig des Wattenmeers die Unruhe einer unendlichen Himmelschaft.

In derart Gesehenes braucht der Maler nichts hineinzudenken, noch weniger hineinzudeuten, und so ist seine Kunst der Stifters oder Goethes verwandt (was Schiller in seinem berühmten Aufsatz als „naiv“ bezeichnete).

*

Eine ganz eigenartige Bedeutung gewinnt in jenen Jahren die Landschaft des menschlichen Gesichts für Busch. Auch hier setzt sich seine überwindende Gelassenheit bis zum Leisen im Humorigen durch: Was hätte ein expressiver (in solchem Falle nach Schiller ein „sentimentalischer“) Künstler in der Zeit nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft aus den Selbstbildnissen für eine Anklage gemacht! Hier aber findet der Betrachter in der Landschaft der Gesichter das Leid, aber auch die Demut, vielleicht sogar die

Dankbarkeit, (wenn man sich des Wortes über die „weinenden Menschen“ erinnert), Dankbarkeit eines überwindenden Charakters in schwerer Zeit, und alles das mit Schlichtheit gestaltet.

In diesem Zusammenhang sei ein treffendes Wort des Dichters Carl Zuckmayer wiederholt, das der Eröffner einer Busch-Ausstellung vor etwa fünf Jahren zitierte: „Die eine Hälfte des Lebens ist Glück (im angesprochenen Fall also künstlerische Begabung), die andere Disziplin — und die ist entscheidend; denn ohne Disziplin wüßte keiner mit seinem Glück etwas anzufangen.“

Wenn ein Rezensent einmal schrieb, Buschs Bildnisse seien weniger wirklichkeitstreue Abbilder als Wesensschau, dann versteht es sich von selbst, daß der seinem „Modell“ gegenüber verantwortungsbewußte Porträtist dem „Charakter“ nur mit solcher Disziplin gerecht werden kann. Und Busch hat das viele Male bei Freunden hier und weit weg getan, sei es neben anderen die fürsorglich derbe Mutter Ey, Kunstsammlerin in Düsseldorf, oder der elegante Mr. Walton oder der feinsinnige Gelehrtenkopf des Flensburgers Dr. Fuglsang gewesen.

Im Laufe der vielen fahre künstlerischer Arbeit ist Busch auch ein Meister der Skizze geworden. Schauspieler und Sänger, Instrumentalsolisten und Dirigenten, auf kurze Zeit Gäste in Flensburg, konnten ihm natürlich nicht

stundenlang sitzen; vielmehr wurden sie mit der leichten Feder oder mit dem noch leichteren Stift in Augenblicken ihres künstlerischen Tuns oder ihrer äußerlichen Attitüde festgehalten. Und wie! Noch heute lassen sie sich wieder erkennen, die Kempffs und die Gieseckings und manche andere!

In engem Zusammenhang damit steht die Skizze als Selbstäußerung: aus dem einstigen Vaganten ist, wie er selbst leicht spöttelt, ein — Camper geworden. Zusammen mit seiner rührigen Lebensgefährtin — er, der einstige Auslandsradler, nun am Steuer des Campingwagens — geht er selbst bei Wind und Wetter auf große Fahrt in den Westen, in den Süden und noch immer für Wochen in das geliebte Frankreich. Von dort schreiben „Ihre Brunette und Hans Busch-Alsen“ den Freunden Karten, natürlich nicht Foto-Ansichten o. ä., sondern kleine Kartons mit Momentaufnahmen der Zeichenfeder, und die so drastisch, daß man den Gesichtern samt Haltung Vergnügen und Verschmitztheit ansieht und also aus der Ferne teilnehmen kann.

Kurz vor Weihnachten dieses Jahres 1980 vollendet Hans Busch-Alsen sein achtzigstes Lebensjahr, eine günstige Gelegenheit für den Chef des Einrichtungshauses Carstens in der Norderstraße, zur Eröffnung seiner Kunstgalerie im Oberstock eine großzügige Ausstellung zu veranstalten. Die seinem Anspruch entsprechenden Bilder fand er im Oeuvre seines Freundes Busch-Alsen.

Hunderte von privat oder sachlich interessierten Gästen hörten am Eröffnungsabend die Einführung und Würdigung für das weitgespannte Lebenswerk Buschs aus der kennerischen Sicht von Ernst Lehmann-Leander, der zuerst die „funkelnagelneue Galerie“ seines einstigen Schülers Carstens zu rühmen unternahm. Rückblick und Bilanz eröffneten Aspekte sowohl einer schwierigen und doch lebendig gebliebenen Vergangenheit als auch einer vertraut gewordenen Gegenwart. Keine noch so wissenschaftliche Analyse dieser Kunst hätte ihr Wesentliches derart klären können wie Leanders Vortrag über für die Realitäten eines langen Lebens und ihre künstlerisch fesselnde Dokumentation.

U. a. gab Leander eine plausible Deutung von Buschs Lieblings-Thema: „Der besondere Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre ... breitet über die Landschaft ein nuancenreiches Farbenspiel ...; ja, der hohe Himmel selbst mit all den Abenteuern seiner dramatischen Bewölkung kann zum Hauptgegenstand der Bilder werden.“

*

Wer mit Skepsis in die Möbeletagen-Ausstellung gekommen war, mußte mit Respekt anerkennen, daß die Wohnlichkeit der Möbel die Weiträumigkeit der Wände nicht stört, sondern erhöht und damit die Kunst-Atmosphäre der Nähe im nördlichen und der Ferne im südlichen Gelände auf eine neue und originelle Weise

verdichtet.

Diese nichtmuseale Komponente dürfte folgerichtig der geschilderten

Schaffensweise des Meisters Hans Busch-Alsen gemäß sein.

Im Spiegel der Erinnerung und Betrachtung

Literarische Lebensbilder
aus Schleswig-Holstein und Nordschleswig
1800-1980

Eine Ausstellung der Büchereizentrale Apenrade
zum Deutschen Tag 1980

IM SPIEGEL DER ERINNERUNG UND BETRACHTUNG

Literarische Lebensbilder
aus Schleswig-Holstein und Nordschleswig
1800—1980

- I 1800—1867
Gegensätze — Kriege
- II 1867—1920
Reibungen — Spannungen
- III 1920—1980
Tragische Konflikte — Lösungsversuche

VORWORT

Keine Bücherei kann es sich leisten, auf Buchausstellungen zu verzichten. Dabei haben Ausstellungen von Literatur immer einen fragwürdigen Charakter, weil es nun einmal nicht möglich ist, Buchinhalte optisch zu präsentieren. — Selbst wenn man versucht, neben den Büchern weitere mehr oder minder informative Objekte zu zeigen, Bilder, Fotos, Karten an die Wand hängt, faksimilierte Handschriften, graphische Texte und Schildchen neben die Literatur legt oder stellt — so bleibt es doch immer eine Zurschaustellung von Dingen, die Buchinhalte nicht erschließen können.

Literatur auszustellen kann demnach allenfalls den Sinn haben, über Bücher zu informieren, zum Lesen anzuregen, Neugier wachzurufen und Interesse an deren Inhalten zu wecken. Das ist um so leichter möglich, je neuer und attraktiver die dargebotene Literatur ist, erweist sich aber als schwierig, wenn die gezeigten Bücher alt und vergilbt, teilweise sogar verschlissen sind; wie wollen sie da eine Chance haben, Aufmerksamkeit zu erregen — besonders in einer Zeit, in der die Sucht nach Neuerscheinungen durch eine schier unüberschaubare Flut von Gedrucktem geradezu provoziert wird.

Wenn wir es dennoch gewagt haben, mit einer Ausstellung von überwiegend alten und unscheinbar wirkenden Büchern an die Öffentlichkeit zu treten, dann gibt es dafür gute Gründe.

Die Minderheiten im deutsch-dänischen Grenzland können in diesem Jahr auf ein 60jähriges Bestehen zurückblicken. Aus diesem Anlaß wollten wir am Deutschen Tag 1980 die traditionelle Kunstausstellung durch eine mehr dem „Jubiläum“ und seinem historischen Hintergrund entsprechende Ausstellung ablösen.

Eine Ausstellung heimatkundlicher Literatur war naheliegend. Das Thema ergab sich aus dem Wunsch, eine überschaubare Anzahl von Büchern zu präsentieren, und dennoch Literatur von einst und jetzt im Zusammenhang zu zeigen.

Die deutschsprachigen Memoiren und Autobiographien der letzten 180 Jahre stellten solch einen überschaubaren Bestand dar, dessen Vorzug vor allem auch darin besteht, daß alle in diesem Katalog enthaltenen und in der Ausstellung gezeigten Bücher sich entweder im Besitz der Büchereizentrale Apenrade oder der Stadtbücherei Flensburg befinden.

Viele der Titel werden auch in anderen Bibliotheken Nordschleswigs und Schleswig-Holsteins vorhanden sein, auf jeden Fall können alle Bücher dieses Kataloges in allen Bibliotheken des Landesteils Schleswig mit Hilfe des Leihverkehrs beschafft werden. In diesem Sinne wünsche ich unserer Buchausstellung einen guten Besuch und dem Katalog in vielen Büchereien aufmerksame Leser.

Abschließend noch ein Dank an meinen verehrten Kollegen Bibliotheksdirektor a. D. Dr. Hans Peter Johannsen, dem wir entscheidende Ratschläge und mannigfache Unterstützung verdanken.

Zu Dank verpflichtet sind wir auch der Stadtbücherei Flensburg: Herrn Bibliotheksdirektor Dr. Dankert mit seinen Kolleginnen Frau Ingeborg Amler und Frau Martha Iwersen sowie vom Schleswig-Holsteinischen Landeslektorat Frau Judith Erdmann, von der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft für Nordschleswig Frau Ilse Hansen und vom Verband deutscher Büchereien Frau Kristel Thomsen.

Hans Walter Petersen

GEGENSÄTZE UND KRIEGE 1800-1867

Bernhardi, Theodor

Der Streit um die Elbherzogtümer

Tagebuchblätter aus den Jahren 1863—1864.

1895. 412 S.

Bernhardi war preußischer Minister vor 1870. Er berichtet über seine Beteiligung an der Krise 1863/64. In den Überlegungen seiner Kreise spielte das „Volk“ nur eine sehr geringe Rolle.

Brodersen-Pinneberg, Detlev

Auf der cimbrischen Halbinsel

Erinnerung an 1848, 1849, 1850.

1878. 239 S.

Engagiert schildert der Autor rückblickend seine Eindrücke und Erlebnisse zwischen 1848 und 1850. Eigene Tagebuchaufzeichnungen, Dialoge, Briefauszüge, Reden und Akten dokumentieren das Nationalempfinden jener Jahre auf deutscher Seite.

Bruhn, Hans

Erinnerungen eines Nordschleswiger aus den Kriegsjahren 1848—49 und 1864

Tagebuchblätter des weiland Capitäns Hans Bruhn auf „Neue Mühle“ bei Apenrade.

1898. 52 S.

Bericht über die Wirren der Kriegsjahre 1848-49, wie sie sich in Apenrade durch die abwechselnde Besetzung der dänischen und deutschen Truppen darstellten, sowie Schilderungen der angenehmen Erlebnisse mit den „Herren des Hauptquartiers“ auf „Neue Mühle“, dem Besitz H. Bruhns, fern des Düppeler Kriegsschauplatzes 1864.

Burchardi, Georg Christian

Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners

1927. 186 S.

Der auf Alsen geborene Burchardi (1795—1882) hat als Professor der Rechtswissenschaft in Kiel, als Mitglied des höchsten Gerichts und Abgeordneter in der Ständeversammlung und im Reichsrat die wechselvolle Geschichte seiner Heimat erlebt und erlitten. In seinen Memoiren beschränkt er sich hauptsächlich auf die persönlichen Lebensumstände, wobei freilich auch die kulturellen und politischen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts schlaglichtartig beleuchtet werden.

Casper

Mein Tagebuch

Erinnerungen aus Schleswig-Holstein.

1865. 141 S.

Die während des Feldzuges 1864 notierten Erlebnisse eines westfälischen Musketiers sind durchsetzt mit Traumbildern, Reflexionen und Gedichten, die ihn als einen gebildeten Mann ausweisen, der sich aufs Plaudern versteht.

Camphausen, Wilhelm

Ein Maler auf dem Kriegsfeld

Düppel und Alsen 1864.

1890. 48 S.

Der Schlachten- und Historienmaler W. Camphausen, (geb. 1818) berichtet mit patriotischem Pathos vom Sturm auf die Düppeler Schanzen und vom Kampf um Alsen wie von einem grandiosen Schauspiel.

Eckermann, Christian

As ik so'n Junge weer

Jugenderinnerungen.

1906. 83 S.

Erinnerungen aus dem dörflichen Elmshorn von 1833-49 in plattdeutscher Sprache. Der Brand Hamburgs und die schleswig-holsteinische Erhebung erhalten als Erlebnis eines Jungen ihre besondere Note.

Erichsen, Mary

Heiteres und Ernstes aus Schleswig-Holsteins bewegter Zeit von einer Schleswig-Holsteinerin

1914. 23 S.

Kleine, anekdotenähnliche Geschichten. Sprachlich interessant, da Hochdeutsch, Plattdeutsch und Plattdänisch oft durcheinander in der direkten Rede angewandt werden.

Esmarch, Friedrich von

Die Jugenderinnerungen des Chirurgen Friedrich von Esmarch

Herausgegeben von Harry Schmidt.

1938. 163 S.

Der 1823 geborene Arzt und Professor, der u. a. wegen seiner humanen Bestrebungen für das Kranken- und Lazarettwesen im Kriege berühmt wurde, schildert und reflektiert seine Kindheit und Jugend (bis 1852), in der er u. a. als Soldat und Arzt die Auseinandersetzungen um seine Heimat miterlebte.

Fock, Otto

*Schleswig-Holsteinische Erinnerungen
besonders aus den Jahren 1848—1851*

1863. 363 S.

Otto Fock (1819—1872) schildert seine vorwiegend politischen Erinnerungen an Schleswig-Holstein 1848/51. Ein Beispiel guter Memoirenliteratur.

Friedrich August, Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Graf von Noer

Briefe und Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß

1886. 224 S.

Der Verfasser, Sohn des „Prinzen von Noer“, berichtet über sein Leben als Gelehrter und seine Reisen in große Teile Europas.

Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer

*Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer
aus den Jahren 1848—1850*

1861. 417 S.

Der Prinz von Noer, der sich der schleswig-holsteinischen Bewegung 1848 zur Verfügung stellte, lebte sowohl in politisch-konservativen Gedankengängen, als auch in der damals modernen national-liberalen Gedankenwelt. Das Buch gibt einen lebendigen Eindruck seines politischen Wirkens.

Frölich, Werner

Vor vierzig Jahren

Schilderungen der geschichtlichen Ereignisse in den Jahren 1863—1864, welche mit dem Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 ihren Abschluß fanden.

1904. 32 S.

Geschichtliche Fakten neben Schilderungen der Vorgänge in den Städten Schleswigs nach dem Sieg der österreichisch-preußischen Armee.

Goss, Richard

Genre-Bilder aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen von 1849—1850

1851. 193 S.

Wie der Titel andeutet, enthält das Buch sehr persönlich gehaltene Notizen des Verfassers über seine Teilnahme am Feldzuge 1848.

Groth, Klaus

Lebenserinnerungen

1891. 126 S.

Klaus Groth schildert Begegnungen und geistige Begebenheiten aus seinem Leben. Der „Klang der aufgeregten Zeit“ um 1848 ist nur schwach vernehmbar.

Hanssen, Georg

Lebenserinnerungen des Agrarhistorikers Georg Hanssen

In: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.
1910.

Hanssen war ein namhafter Gelehrter im deutschen Universitätsleben des 19. Jahrhunderts. Seine Vorfahren stammen aus dem Sundewitt; er kann als „Deutscher im Gesamtstaat“ bezeichnet werden. Ein Buch von hoher persönlicher Kultur, das zu Unrecht vergessen ist.

Harms, Claus

Lebensbeschreibung verfasst von ihm selber

1851. 254 S.

Der Müllersohn und Landwirtschaftsgehilfe aus Dithmarschen wird Student der Theologie. Als Prediger in Lunden/Dithm. und Kiel, wo er 1835 zum Propst ernannt wird, tritt er gegen den Rationalismus in Schleswig-Holstein auf und prägt dadurch die junge Theologen-Generation.

Hebbel, Friedrich

Tagebücher

Bd. 1. 1835—1839. 433 S.

Bd. 2. 1840—1844. 450 S.

Bd. 3. 1845—1854. 467 S.

Bd. 4. 1854—1863. 472 S.

1905.

Hebbels Tagebücher sind der unmittelbare und monumentale Ausdruck seines Lebens. Sie sind zugleich ein persönliches Dokument und ein geistiger Ausdruck der Zeit aus dem Deutschland um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

Hebbel, Hans Groth

Kriegserinnerungen eines Achtundvierzigers

1907. 111 S.

Einfacher unpolitischer Bericht vom Kriegsalltag des einfachen Soldaten, der an der Schlacht bei Idstedt teilnahm und Ende 1850 in dänische Gefangenschaft geriet.

Heiberg, Asta

Erinnerungen aus meinem Leben

1897.

Die aus der Familie von Baudissin stammende Verfasserin (1817—1904) erzählt mit viel Charme und inniger Anteilnahme von zahlreichen Begegnungen mit bedeutenden Persönlichkeiten, vom gesellschaftlichen und kulturellen Leben in der Stadt Schleswig, sowie von ihren Eindrücken aus der Zeit der nationalen Auseinandersetzungen. Die leicht und locker geschriebenen Erinnerungen sind auch als zeitgenössische Quelle wertvoll.

Henrici, Paul Christian

Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners

1897. 191 S.

Der 1816 zu Augustenburg geborene Verfasser, der bis 1891 hohe juristische Ämter bekleidete und u. a. im Jahre 1848 Polizeimeister in Apenrade war, gibt einen Rechenschaftsbericht über seine verantwortungsvolle Tätigkeit, die ihn mit rechtlich wie menschlich schwer zu lösenden Problemen konfrontierte.

Heise

*Förster Heise s schleswig-holsteinische Feldzugserinnerungen
von 1848—1851 mitgeteilt von Felix Schmeißer*

90 S.

Die fesselnd und erlebnishaft geschriebenen Kriegs- und Gefangenschaftsabenteuer eines schleswig-holsteinischen Patrioten legen zugleich Zeugnis von seiner politischen Entwicklung ab.

Hock, Adelbert und Ludwig Pertsch

P. W. Forchhammer

Ein Gedenkblatt.

1898. 289 S.

Die Biographie Forchhammers wurde hier aufgenommen, weil sich kurze autobiographische Mitteilungen mit einigen Briefen des Gelehrten und Politikers Forchhammer in ihr (1801—1894) finden. Forchhammer ist eine interessante Gestalt aus dem „Alltag“ des Gesamtstaates.

Hohenlohe-Ingelfingen, Prinz Kraft zu

Aus meinem Leben

Bd. 3. 5. Aufl. 1906. 412 S.

Ein sachlich berichtendes Buch über die Teilnahme des Verfassers am Krieg von 1864 aus der Sicht des Adjutanten Wilhelm I.

Jenner, Hermann

Vor fünfzig Jahren

Zur Erinnerung an die Schlacht bei Idstedt und jene Zeit.

1901. 103 S.

Ein schlichter literarisch anspruchsloser Bericht.

Krieg 1864 in Briefen eines einjährig-freiwilligen Musketiers aus Westfalen

Ausgewählt von Dr. Nicolai Haase. (Schriften der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft für Nordschleswig 1965.) 39 S.

Die Erstürmung der Düppeler Schanzen und der Übergang nach Alsen stehen im Mittelpunkt. Man erkennt, wie das damalige Geschehen von den Zeitgenossen gesehen worden ist und wie die Stimmung in der Truppe war.

Lau, Sophus

Plaudereien aus der Schule

Erinnerungen eines alten Rendsburger Realgymnasiasten. 48 S.

Pastor i. R. Lau hält kritische Rückschau auf seine Rendsburger Schulzeit in den bewegten Jahren von 1858—1871.

Liliencron, Rochus Freiherr von

Frohe Jugendtage

Lebenserinnerungen. Kinder und Enkel erzählen.

1902. 197 S.

In dem 31 Seiten langem Abschnitt „Vorgeschichten“ sind historische Begebenheiten bis 1848 eingeflochten. — Im weiteren Verlauf wird auf Persönlichkeiten wie Lornsen, Dahlmann, Olshausen und Klaus Harms hingewiesen, ferner auch auf Verbindungen zum herzoglichen Schloß in Kiel und zum Königshaus in Kopenhagen.

Marcus, Joseph Alexander

Meine Erlebnisse in dänischer Gefangenschaft

1848. 52 S.

Die Leidensgeschichte des vom 29. 3. bis 3. 9. 1848 inhaftierten, deutsch gesonnenen Hadersiebener Arztes spiegelt seinen Patriotismus, seine Bitterkeit gegenüber den Dänen, vor allem aber die für damalige Zeiten typischen schrecklichen Gefängnisverhältnisse.

Martens, Gustav Ludolf

Tagebuch eines Freiwilligen des v. d. Tann'schen Corps

1848. 70 S.

Das Tagebuch eines Hamburger Freiwilligen über die Zeit vom 10. 4. bis 26. 7. 1848 wird durch die Verbindung von eigenem Erlebnis und Verfügungen und politischem Resümee zu einem interessanten Dokument.

Müller, H. V.

Kriegerisches und Friedliches aus den Feldzügen von 1864, 1866 und 1870/71

1909. 222 S.

Eine sachliche Darstellung in der Rückerinnerung an die Feldzüge.

Petersen, Friedrich

Erlebnisse eines Schleswig'schen Predigers in den Friedens- und Kriegsjahren 1838 bis 1850

Ein Beitrag zur Beurteilung der dänischen kirchlichen und nationalen Zustände.

1856. 374 S.

Friedrich Petersen, gebürtiger Nordschleswiger, der dänischen Sprache mächtig, ist schleswig-holsteinisch gesinnt und ein treuer Untertan des Königs als Herzog von Schleswig. Umsomehr leidet er unter dem Berufsverbot nach 1848 in Nordschleswig keine Pfarrstelle übernehmen zu dürfen.

Petersen von Holebüll, Behrnd

Lebensbeschreibung des Behrnd Petersen von Holebüll bei der 3. Komp. des 12. leichten Infanterie-Batallions der dänischen Armee im traurigen Schicksal des Krieges zwischen Dänemark und Deutschland, ausgebrochen im Frühjahr 1848

Übersetzt von Fr. Christensen.

(Schriften der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft für Nordschleswig. 1961.)

Es handelt sich hier nicht um eine Lebensbeschreibung, sondern um ein Kriegstagebuch eines Schleswigers, der der dänischen Armee angehörte.

Petersen-Moehlhorst, Hermann

Die goldene Kindheit

1905. 331 S.

Der Verfasser, 1849 geboren, erzählt vom Leben in der kleinen Stadt Kappeln und von den kriegerischen Ereignissen bis 1864, wie sie ein aufgeweckter heranwachsender Junge miterlebt hat.

Prahl, Hans Bodo Ernst

*Eine nordschleswigsche Familiengeschichte
im Rahmen der Schleswig-Holsteinischen Heimatgeschichte*

(Schriften der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft für Nordschleswig. 1972.)

Für viele Menschen, die in den Jahren 1850/51 die Heimat ihrer Gesinnung wegen verlassen mußten, Unrecht erlitten, Leid erfuhrten und dennoch den Mut nicht verloren, steht dieses Pastorenschicksal als Beispiel.

Schnittger, C. N.

Erinnerungen eines alten Schleswigers

1904. 359 S.

Gemütvoll humorige plattdeutsche Erinnerungen an die Jugendzeit, historische Miniaturen aus Schleswigs Geschichte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts und die Beschreibung einiger Originale verbinden sich zum Bild der Heimatstadt, gesehen mit den Augen eines Patrioten. Zeit ca. 1848—1870.

Steffensen, Karl

Gesammelte Aufsätze

Mit einem Vorwort von Rudolf Eucken.

1890. 332 S.

Die Aufsätze des aus Flensburg gebürtigen Philosophen Steffensen (1816—1888) an der Universität Basel sind hier aufgeführt, weil der Band das „römische Tagebuch“ von Steffensen enthält. Steffensen war 1845—1848 Erzieher der Söhne des Herzogs Christian August auf Gravenstein. Der Aufruf des Herzogs vom 31. 3. 1848 „An das Volk Schleswig-Holsteins“ ist von ihm verfaßt.

Süssmilch-Hoernig, Moritz von:

Aus dem Tagebuch eines Soldaten aber keines Lanzknechts

1853. 295 S.

Der Verfasser schreibt im Stil eines (guten) Fernsehjournalisten von 1980. Man erhält einen Einblick in das politische Denken der Deutschen um 1850.

Tiedemann, Christoph von

Aus sieben Jahrzehnten

Erinnerungen. Band 1: Schleswig-Holsteinische Erinnerungen.

1905. 504 S.

Der Verfasser entwirft ein Bild der Zeit von 1840—1850, indem er an das politische Engagement seines Vaters, des 1851 gestorbenen Königlich Herzoglichen Landinspektors von Johannisberg erinnert, um dann sein eigenes Wirken bis 1868 als Jurist, Mitglied des Schleswig-Holsteinischen Landesausschusses, Landvogt und Deichgraf der Landschaft

Stapelholm und als Polizeimeister in Flensburg darzustellen.

Schleiden, Rudolph

Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners

Band 1-4. 1886—1894.

Wer sich über die politischen Vorgänge der Jahre 1841—1850, insbesondere die Jahre 1848/49, anhand einer nach Objektivität strebenden, zeitgenössischen Darstellung informieren will, findet in den Erinnerungen des Diplomaten Schleiden eine übergroße Fülle von Einzelheiten und mündlichen wie schriftlichen Äußerungen der beteiligten Politiker und bedeutenden Persönlichkeiten. Vor allem als Quellenwerk nach wie vor von Interesse.

Wagemann, Anna

Prinzessin Feodora

Erinnerungen an den Augustenburger und Preußischen Hof.

Aus dem bunten Bilderbuch meines Lebens.

1932. 175 S.

Der Prinzessin Feodora, jüngste Tochter des Herzogs Friedrich von Augustenburg, in Primkenau geboren, später in Dresden aufgewachsen, künstlerisch begabt — sie malte und dichtete —, der nordischen Heimat der Familie und den dortigen Menschen zugetan, einfach und natürlich in ihrer Verhaltensweise, ist in diesem Buch ein Denkmal gesetzt.

Wissel, Ludwig von

*Erlebnisse und Betrachtungen in den Jahren 1848—1851,
besonders in Beziehung auf Schleswig-Holstein*

1851. 160 S.

Die Ereignisse aus den Jahren der schleswig-holsteinischen Erhebung und der kriegerischen Auseinandersetzung mit Dänemark 1848—1851 werden von dem Hannoverschen Artillerie Oberstleutnant und Generalmajor der schleswig-holsteinischen Artillerie in ihrem politischen und militärischen Ablauf genau aufgezeichnet.

REIBUNGEN – SPANNUNGEN 1867—1920

Ball-Hennings, Emmy

Blume und Flamme

Geschichte einer Jugend.
1938. 320 S.

Die Verfasserin schildert ihre Kindheit in Flensburg um 1900. Das Lokalkolorit ist trotz des lyrisch-expressionistischen Stils getroffen. Als Schriftstellerin trat Emmy Hennings in den Freundeskreis Hermann Hesses.

Barlach, Ernst

Ein selbsterzähltes Leben

1948. 49 S.

Kindheit, Jugend und den von Höhen und Tiefen begleiteten schweren Aufstieg zum freigestaltenden Künstler schildert der in Wedel geborene Barlach, der trotz Aufenthalts in Rußland, Paris, Florenz immer wieder seiner norddeutschen Heimat zustrebt.

Dehning, H. J.

En Schoolmeisterjugend voer 50 Jahren

Ein Kulturbild.
1925. 206 S.

Der Verfasser wurde 1855 in einem Dorf in der Kremper Marsch geboren, beschreibt in Dithmarscher Platt seinen Werdegang als Lehrer und gibt dabei ein gutes Bild von den damaligen Schul- und Zeitverhältnissen in Schleswig-Holstein.

Ewald, Wilhelm

Erinnerungen an die Revolution und den Arbeiterrat in Apenrade

56 S.

Aus der Sicht des lokalen Arbeiterführers gibt Ewald, ein deutscher Sozialdemokrat in Nordschleswig um 1910, ein Bild der politischen Ereignisse von 1918 bis 1920.

Grandt, Jakob Petersen

Eine Beschreibung meines Lebenslaufes

Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft Nordschleswig. 1980.

Grandt (1830—1908) gehörte zu denen, die nicht „Geschichte“ machten. Jedoch war er einer von jenen Bürgern, ohne deren Fleiß und Treue ein Gemeinwesen sich nicht entwickeln

kann. Ein Zeitbild aus dem alten Tondern.

Horstmann, Gottfried

Erinnerungen aus verlorenem Land

270 S.

G. Horstmann, geboren 1881 auf Röm, wurde Pastor und wirkte fast sein ganzes Leben in Nordschleswig. Sein Buch gehört zu den wesentlichen Zeugnissen deutscher Kultur im Nordschleswig vor 1914. Horstmann gibt aus reicher psychologischer und politischer Erfahrung ein Zeitbild, das von der Tiefe des religiösen Empfindens der Grenzbevölkerung zeugt.

Kaftan, Theodor

Erlebnisse und Beobachtungen des ehemaligen

Generalsuperintendenten D. Theodor Kaftan von ihm selbst erzählt

1924. 403 S.

Kaftan (1847—1932), als Bischof eine „Excellenz“, war einer der besten Kenner des Grenzlandes um 1900. Er verfaßte seine Memoiren in einem nüchternen Stil, der aber dennoch sein persönliches Engagement besonders an der religiös-geistigen Komponente der nordschleswigschen Frage erkennen ließ. Seine deutsche konservative Haltung war von Verständnis für die dänische Bevölkerung in Nordschleswig geprägt.

Kardel, Harboe

Mein Husumer Tagebuch

Erlebnisse eines Husumer Gymnasiasten in der Zeit von 1911—1914.

1975. 39 S.

Die persönlichen Erinnerungen des Oberschülers, der zum letzten Abiturientenjahrgang vor dem Weltkrieg gehörte, sind gleichzeitig ein Stück Schulgeschichte des Husumer Gymnasiums.

Kröger, Timm

Aus dämmernder Terne

Jugenderinnerungen.

2. Auflage, 1925. 226 S.

Die bäuerliche Welt des abseits gelegenen Dorfes Haale und das „glänzende Elend“ des städtisch anmutenden Hohenwestedt (etwa 1850—1900) zaubert Timm Kröger in seinen Jugenderinnerungen vor das Auge des Lesers. An den großen Ereignissen der Zeit geht das Buch vorbei.

Lehmann, Wilhelm

Mühe des Anfangs

Biographische Aufzeichnungen.
1952. 78 S.

Wilhelm Lehmanns (1882—1968) Erinnerungen an seine ersten 25 Lebensjahre vermitteln neben dem Zeitkolorit der Jahrhundertwende einen lebhaften Eindruck vom inneren Gärungsprozeß des jungen Dichters und von seinen Begegnungen vor allem mit Hermann Stehr, Emil Strauß, Gerhart Hauptmann und Moritz Heimann.

Matthiesen, Carl

Aus meinem Leben

1948. 157 S.

Carl Matthiesen, vor dem Ersten Weltkrieg Pastor in Nordschleswig, später Rektor der Diakonissenanstalt in Flensburg, gehörte zu den nordschleswigschen Geistlichen, die ihre Lebensaufgabe darin sahen, im umstrittenen nördlichen Schleswig Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser das Seine nicht zu versagen. Sein Lebensweg ist von äußerem und innerem Erfolg geprägt, sein Bericht atmet geistige Spannung und heimatliches Aroma.

Niese, Charlotte

Von Gestern und Vorgestern

1924. 237 S.

Mit jugendlicher Frische schreibt die 70jährige Schriftstellerin ihre Erinnerungen. Sie reichen von den Ereignissen um 1864 auf Fehmarn bis nach dem 1. Weltkrieg in Altona und berichten auch von ihrer schriftstellerischen Tätigkeit.

Nissen, Benedikt Momme

Meine Seele in der Welt

Bekenntnisse von Maler und Predigerbruder Benedikt Momme Nissen.
1948. 316 S.

Momme Nissen (1870—1943), Sohn des Postverwalters in Deezbüll, Maler und Schriftsteller, schildert die inneren Stationen seines Werdens und insbesondere seine Arbeit für den „Rembrandtdeutschen“ Langbehn, mit dem er 1893—1907 als Sekretär und Diener zusammenlebte. Nissen wurde katholisch. Dies prägt sein Buch, das als Ausdruck der geistigen Unruhe im Kaiserreich zugleich ein betont deutsches Dokument ist.

Paulsen, Friedrich

Aus meinem Leben

Jugenderinnerungen.
1909. 209 S.

Friedrich Paulsen erzählt seinen Lebensgang, der ihn von der Dorfschule, in welcher Lehrer und Pastor ihn entscheidend förderten, als Professor an die Universität Berlin führte. Zwei

Akzente prägen dieses ungewöhnlich große Buch: die Dankbarkeit des Autors der Heimat gegenüber und die Gedanken des Professors über Philosophie und Pädagogik.

Schmarje, Johannes

Lebenserinnerungen eines schleswig-holsteinischen Schulmannes

1924. 115 S.

Johannes Schmarje lebte von 1842—1922. Da der Lehrer und Rektor in Heide und Altona über dem Persönlichen nicht das Allgemeine vergißt, beleben interessante heimatkundliche, geschichtliche und pädagogische Exkurse diese fesselnden Lebenserinnerungen.

Schmidt-Wodder, Johannes

Mensch zu Menschen in einer Grenzlandgemeinde

1948. 43 S.

Erlebnisse und Erfahrungen des Verfassers in der Gemeinde Wodder, wo er von 1896—1919 Seelsorger war. Nicht die großen bewegenden Ereignisse, sondern die verstehende, gütige Art, mit der die alltäglichen Schwierigkeiten und Erfolge gesehen werden, machen das schmale Bändchen lesenswert.

Siemonsen, Johann August

Tondern-Chronik 1888—1914

Kleine und große Ereignisse nach den Aufzeichnungen des Rektors Siemonsen. Mitgeteilt und erläutert von Harboe Kardel.

(Schriften der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft für Nordschleswig. 1977/78.)

Die Aufzeichnungen spiegeln das Bild einer schleswigschen Kleinstadt wider mit allem, was damals charakteristisch war: reges Vereinsleben, viel Geselligkeit in den Familien, Wahrung der schleswig-holsteinischen Tradition und der patriotischen Sitten, strenge Trennung der gesellschaftlichen Schichten, der Beamten, der Kaufleute, der Handwerker und der Arbeiter.

Voigt-Diederichs, Helene

Auf Marienhoff

Vom Leben und von der Wärme einer Mutter.

1925. 138 S.

Das liebevoll gezeichnete Bild der Mutter ist zugleich eine farbige und genaue Schilderung vom Leben auf einem Gutshof in Schwansen Ende des 19. Jahrhunderts.

TRAGISCHE KONFLIKTE – LÖSUNGSVERSUCHE 1920-1980

Bauer, Friedrich

Im Wandel der Zeiten meines Lebens

1968. 104 S.

Die als Schreibmaschinenmanuskript veröffentlichten Lebenserinnerungen des überzeugten Sozialdemokraten enthalten neben Fotos und Dokumenten auch seine 1921 publizierte Schrift „Sozialdemokratie und Selbstbestimmungsrecht der Völker. Ein Beitrag zur Frage der deutsch-dänischen Verständigung“.

Brodersen, Hans

Ein Lebensbild

Herausgegeben von Ruth Brodersen.

1980. 171 S.

Das Buch ist das ergreifende Zeugnis eines Lebens vor Gott und in Gott. Hans Brodersen (1912—1978), der kriegsblinde Studienrat aus Flensburg, spricht durch sein Gotteserlebnis und die Liebe zur deutschen Nation jeden Leser an, ihn immer wieder an seine Pflichten als Christ und Staatsbürger erinnernd.

Henningsen, Axel

Aus einem Leben in zwei Kulturen

1958. 74 S.

Axel Henningsens Lebensbericht hat Atmosphäre. Er stammt von einem Mann, dessen Blick für Menschen und Dinge im Grenzland unbestechlich war, und welchem zugleich die Gabe des Humors zu Teil wurde. Henningsen sah wie wenige die soziale Wirklichkeit der Menschen. Im Geistigen machte er das Wort der Zweiströmigkeit besonders anschaulich und publik.

Holtorf, Hans

Jugend zwischen Malerei und Theater

Lebenserinnerungen 1899—1937.

1980. 304 S.

Hans Holtorf schrieb einen Bericht aus seinem Leben, der die Zeit seiner Jugend und seines künstlerischen Werdens bis Ende der 30er Jahre umfaßt. Er legt Rechenschaft über seine künstlerischen Absichten ab und gibt in einem farbig-spannenden Erzählton ein Zeitbild aus dem Schleswig-Holstein der ersten Jahrhunderthälfte.

Horstmann, Gottfried

Zwei Jahre meines Lebens Erinnerungen an Faarhus.

1954. 79 S.

Hier schildert Horstmann die Begebenheiten kurz vor und nach dem 5. Mai 1945 in Nordschleswig und die Zeit seiner Internierung im Faarhuslager. Er bestand als furchtloser Mann diese Prüfung seines Lebens und nahm als Gewinn aus ihr die im Lager geschlossenen Freundschaften, die alle Lagerinsassen verband, mit hinaus in den schweren Neubeginn.

Johannsen, Hans Peter

Sieben schleswigsche Jahrzehnte

Bücher, Begegnungen, Briefe.

1977. 155 S.

Der 1908 in Tingleff geborene Verfasser hat als Bibliotheksdirektor der Stadt Flensburg, als Leiter der Volkshochschule e. V., als Vorsitzender des Grenzfriedensbundes, sowie als Initiator der „Flensburger Tage“ die kulturelle Atmosphäre im Grenzland auf unverwechselbar schleswigsche Weise mitgeprägt. Seine autobiographischen Reflektionen, die sich bewußt von modischer Memoirliteratur unterscheiden, lassen den Leser miterleben, „daß es Glück und Bedrängnis zugleich bedeuten kann, an der Nahtstelle zweier Völker geboren zu sein.“

Kardel, Harboe

Fünf Jahrzehnte in Nordschleswig

Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Organisationen der deutschen Volksgruppe in der Zeit von 1920 bis 1970.

Chronikartige um Objektivität bemühte Darstellung eines beteiligten Nordschleswigers.

Kardel, Harboe

Grenzlandmelodie in Dur und Moll

Erlebnisse und Beobachtungen eines Journalisten auf dem deutsch-dänischen Parkett.
1975. 142 S.

Der aus Tondern stammende Autor, von 1934—1945 Chefredakteur der „Nordschleswigschen Zeitung“, konzentriert sich in seinen Lebenserinnerungen, die er mit der Internierung in Faarhus enden läßt, auf die Darstellung der politischen Entwicklungen im Grenzland in den 20er Jahren und in der Nazizeit.

Moritzen, Johannes

In neun Gärten ging mein Fuß

1979. 167 S.

Johannes Moritzen beschreibt in diesem Buch den Gang seines Lebens durch die Kindheit

in Aventoft, die Studienzeit in Straßburg und Kiel, die Pfarrämter Jels (Nordschleswig), Krusendorf, Kiel, Friedrichstadt und Schönkirchen. Der Verfasser kann auf ein erfülltes Leben im Dienst der Landeskirche zurückblicken.

Nolde, Emil

Band 1

Das eigene Leben

Die Zeit der Jugend.

1867—1902.

2. Auflage 1949. 293 S.

Band 2

Jahre der Kämpfe

1902—1914.

2. Auflage 1958. 240 S.

Band 3

Welt und Heimat

Die Südseereise 1913—1918, geschrieben 1936.

1965. 178 S.

Band 4

Reisen, Ächtung und Befreiung

1919—1946.

1967. 183 S.

Emil Nolde schildert die Begebenheiten seines Lebens, vor allem aber den inneren Kampf um seine Kunst. Er empfindet sie als einen Auftrag aus religiöser Tiefe und aus der ausstrahlenden Kraft der Farbe, die zum Sinnbild wird. Die Erinnerungen — zugleich ein heimatliches Dokument — haben hohen literarischen Rang.

Peters, Friedrich Ernst

Preis der guten Mächte

Besinnung und Erinnerung.

1940. 190 S.

Die guten Mächte — das sind im Leben dieses Dichters: Dichtung, Musik, Sprache, Geist, Gott. Peters beschreibt ihr Wirken von den frühesten Tagen der Kindheit an. Neben dem Bilde der inneren Welt eines Dichters gibt das Buch die Sozialgeschichte eines holsteinischen Dorfes um 1900. Durch seinen Gehalt und seine Form wächst es zu einem literarischen Bild der Zeit bis 1920 und danach.

Schleswig-Holsteiner unter sich über sich

Herausgegeben von Werner Schmidt.

1977. 248 S.

39 „Ur“-Schleswig-Holsteiner und Wahl-Schleswig-Holsteiner bringen Gefühle und Gedanken über ihr Land zum Ausdruck, so daß ein rundes Bild entsteht.

Schmidt-Wodder, Johannes

Von Wodder nach Kopenhagen — Von Deutschland zu Europa

Mein politischer Werdegang.

1951. 271 S.

In der Offenheit, mit der sich der langjährige Repräsentant und Abgeordnete der deutschen Volksgruppe im dänischen Folketing über eigene und deutsche Fehler äußert, zeigt sich die große Persönlichkeit des Mannes, der, nur seinem Volk und seinem Gewissen sich verpflichtet fühlend, auf einen langen politischen Weg zurückschaut.

Schröder, Ernst

Zwischen Hadersleben und Flensburg

Erinnerungen an die Volksabstimmungen in Schleswig 10. Februar und 14. März 1920.

1940. 95 S.

Die Art und Weise, wie die deutsche Bevölkerung Nordschleswigs sich in der Abstimmungszeit verhalten hat, die Schwierigkeiten, denen sie ausgesetzt war, aber vor allem ihre unbedingte Treue zum deutschen Volkstum wird hier eingehend geschildert.

Steltzer, Theodor

Sechzig Jahre Zeitgenosse

1966. 337 S.

Der Rendsburger Landrat der zwanziger Jahre und erste Ministerpräsident des Landes Schleswig-Holstein (1946—1947) berichtet über sein persönliches und politisches Leben als Zeitgenosse. Die Darstellung wächst zu einer Autobiographie empor, in der die Wechselwirkung zwischen Zeit und Autor deutlich wird und Leben und Aufgabe identisch werden läßt.

Vogt, Helmut

Grenzarzt

Begebnisse, Bilder, Betrachtungen.

1978. 246 S.

Der Arzt, aus Ostpreußen nach Flensburg gekommen, blickt auf eine anerkannte Lebensleistung zurück. Der Leser erfährt fesselnde Einzelheiten und erlebt Perspektiven einer Persönlichkeit in der Zeit.

Wecken, Rolf Heinrich

Flensburg, die Stadt, in der wir leben

Mit Zeichnungen von Siegbert Amler.

1977. 71 S.

„Die Stadt, in der wir leben, ist zuallererst und immer ohne Zögern und unverwechselbar unsere Stadt“. Diesen Satz Weckens interpretiert er dahin, daß ein einzelner Mensch eine Stadt für sich zu erwerben und sie mit zu prägen vermag. Bedeutsam als Momentaufnahme und Zeitbild zugleich.

Wohlhaupter, Eugen

Vom tätigen Leben

Bilder der Erinnerung.

1947. 127 S.

Der gebürtige Bayer Eugen Wohlhaupter war von 1934 bis zu seinem Tode 1946 Professor an der Universität Kiel und gehörte zu den Universitätslehrern mit großer Ausstrahlungskraft. Als Gegner des Nationalsozialismus wurden ihm viele Schwierigkeiten bereitet. Daher traf es ihn hart, daß die Militärregierung ihn 1945 entließ. Die Rehabilitation erfolgte erst kurz nach seinem Tode.